

14. 5. 36.



16 Jg

Nr. 2



Eisab-Land Lothringers Heimat



1 9 3 6

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

187

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.
Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.
Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate
in erstklassiger Ausführung.

Träume aus der Jugend erinnern Sie oft an die feinen Dragées der

Chocolaterie DARSTEIN

Man findet nirgends sonst eine so grosse und schöne Auswahl und so einzig gute Qualitäten. Jeder Geschmacksrichtung ist bei uns Rechnung getragen.

Unsere erlesenen Haselnuss- und Mandeldragées, unsere Dragées mit Spezialfüllungen aus echtem Mandelmarzipan, Croquant, feinen Liqueurs, Chocolat, Rahmkaramel, Himbeer, Aprikosen, Erdbeer, Orangen und Pistazien sind das beste vom besten.

Deshalb kaufen tausende treuer Kunden nur

Dragées DARSTEIN

aus einer der vier offiziellen Verkaufsstellen:

Strasbourg: Jungferngasse 3.

Alter Weinmarkt 20.

Langstrasse 16.

Filiale Haguenau: Landweg 44.

Wer
schöne Handarbeiten
schätzt,

greift zu „Beyers Monatsblatt für Handarbeit und Wäsche“. Es bringt eine Fülle wunderhübscher Vorlagen in jeder Technik mit genauen Arbeitsanleitungen; den großen Sonderteil: „Die schöne Wohnung“ und die drei Beilagen: Arbeitsbogen, Abplättmuster und Wäscheschnitt — alles gebrauchsfertig! Monatlich für 70 Pf. (zuzügl. Bestellgeld) von Ihrem Buchhändler Beyer — der Verlag für die Frau — Leipzig

Tél: 882

A-GUEIROARD

Studio,

Crée,

Réalise



Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICROMIE

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der

Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 12.- fms.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.



Elsass-Land Lothringer Heimat

16. Jahrg.

FEBRUAR 1936

2. Heft

Friedenstraum 1836

Von Georges Bürcki (Baldenheim)

So lange noch der Völker Kraft
In Waffenruhm besteht
Und das Panier der Wissenschaft
Nur unterm Schwerte weht,
So lange noch die rohe Macht
Wird oben aufgestellt:
So lange wird nicht Friede sein
Auf dieser schönen Welt.

So lange noch der Mannesmuth
Sich in der Faust nur zeigt,
So lange noch die Menschheit sich
Vor Blut und Eisen beugt,
So lange noch das Fleisch den Geist
In ehrnen Schranken hält:
So lange wird nicht Friede sein
Auf dieser schönen Welt.

Dann erst wenn alle Welt erkennt
Des Krieges grausen Fluch
Und jeder, der sich Dichter nennt,
Ruft: «Halt, es ist genug!»
Und alle Fürsten, hoch erglüht,
Gar freudig stimmen ein:
Ja dann erst wird auf dieser Welt
Ein ew'ger Friede sein.

Dann erst wenn Jude, Heid und Christ
In einem Tempel weilt,
Dann wenn der Grenzstein nur das Land
Und nicht die Völker theilt,
Dann erst, wenn unser Fahnschwur
Der Lieb' und Wahrheit gilt:
Ja, dann erst leuchtet dieser Welt
Des Friedens süßes Bild.

Dann hat der Liebe Allgewalt
Ihr schönstes Werk gekrönt,
Des Geistes und des Körpers Kraft
Hat sie vereint versöhnt.
Aus diesem Frieden dann ersteht

Der Menschheit höchstes Heil,
Und wahre gold'ne Freiheit wird
Dann dieser Welt zu Theil.

Das Gedicht, das sich mit dem Friedenstraum der heutigen Menschheit so merkwürdig berührt, ist uns aus Baldenheim handschriftlich zugegangen mit dem Zusatz: «Gedichtet im Jahre 1836 von Georges Bürcki in Baldenheim». Vor hundert Jahren wie heute war die Welt von Kriegsgerüchten erfüllt. Nach der Julirevolution von 1830 warb Chateaubriand offen für eine tatkräftige französische Rheinpolitik, von Strassburg bis Köln sollte der Rheinstrom Frankreichs Grenze sein. Die Dichter griffen sofort das dankbare Thema auf und sangen von Krieg und Revanche. 1836 verkündete Edgar Quinet, dass die Rheinfrage noch lange Frankreich und Deutschland in Atem halten werde. Aber auf welche Art sie auch immer gelöst würde, der Dichter hätte stets das Recht und die Freiheit, sie eigenmächtig und selbstherrlich zu behandeln. In einem langatmigen Gedicht in Stanzform besingt er dann die Schönheiten des Rheinufer und mahnt die Franzosen, den Rhein nie zu vergessen.

Es ist kaum anzunehmen, dass das Echo dieses Gedichtes bis in das abgelegene Rieddorf an der Landesgrenze gedrungen ist. Doch ist es wohl möglich und mehr als wahrscheinlich, dass die alten Soldaten im Elsass die Kriegsgerüchte eifrig erörterten. Aus dieser Krisenstimmung heraus wäre denn auch unser Gedicht zu erklären. Aber vollkommen ausgeschlossen erscheint es mir, dass das Gedicht aus der Feder des Baldenheimer Volksdichters Georges Bürcki oder Birkel, wie er sich auch schreibt, geflossen ist. Ein Dichter war der gute Bürcki nicht nach allem, was mir von seinen Gelegenheitsgedichten vor Augen gekommen ist, höchstens ein nicht ungeschickter

Versemacher. Dichterische Gedanken und lyrischen Schwung, wie das vorliegende Gedicht ihn atmet, sucht man vergebens bei ihm. Der gewandte Satz- und Versbau, die Flüssigkeit und Kraft der Sprache, die Wärme der Empfindung, die fast an Leidenschaftlichkeit grenzt, lassen mehr an einen Schillerepigon als an einen biederen Handwerksmeister denken. Die Verse erinnern mich eher an die etwas gekünstelte Rhetorik des Strassburgers Julius Leser, dessen Gedichte 1831 erschienen. Doch habe ich keines dieser Gedichte in Erinnerung, das als Vorlage gedient haben könnte. Es kann mit geringfügigen Abweichungen geradeso gut irgend einer zeitgenössischen Anthologie entliehen sein. Volksdichter nehmen es mit dem geistigen Eigentum nicht so genau. Der Begriff Plagiat ist ihnen fremd. Das hat sich im Lauf des letzten Krieges oft gezeigt, wo biedere Landsturmmänner ihren Namen unter ein älteres Gedicht gesetzt haben, das ihnen im Schützengraben wieder einfiel. Sollte einem unserer Leser die Quelle des Gedichtes bekannt sein, so bitten wir um freundliche Mitteilung.

Näheres über den Baldenheimer Volksdichter Georges Bürcki (1808—1885) habe ich im zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift mitgeteilt (1922, 358). Seines Zeichens war er Schreinermeister, der das Schoppenglas lieber als den Tischlerhobel handhabte. Mit einer guten Schulbildung ausgestattet, griff er oft zu Pinsel und Feder, um sich einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen. So malte und dichtete er Götterbriefe, Konfirmandenandenken, Hochzeitskarmen, Haussegen und ähnliche Gelegenheitsverse. Am treffendsten hat den nicht unbegabten, doch dem Alkoholteufel verfallenen Mann der Rathsamhauser Sonnenwirt Jean Mathis 1852 in seinem Wirtschaftsbuch charakterisiert: «Dieser Mann ist ein guter Arbeiter gewesen. Dieser Mensch ist ein arger Knab gewesen. Dieser Meister ist ein Mahler gewesen. Dieser Mahler ist kein Künstler gewesen.» Das Urteil trifft auch auf den Dichter und Reimschmied Bürcki zu. Wir wiederholen noch einmal unsere Frage: Von wem stammen obige Verse? Um freundliche Antwort wird gebeten. Ap.



Lithogr. Körner

Kestenholz
Kirchhof

Erinnerungen an Henri Bacher

Von K. L. Henner

Vater und Mutter

Henri Bachers Vater stammte aus der Wörther Gegend. Er wurde nach dem Kriege Polizeikommissar in der Ruprechtsau. Da er von stattlicher Grösse war, konnte er einem Gauner wohl Angst machen. Er übte aber sein dornenvolles Amt mit Milde und viel Herzensgüte aus. Der grosse Jammer und die viele Not, die er in seinem Berufe sah, hatten ihn nicht abgestumpft. Seine Hauptfreuden waren ein grosser Garten, in dem er jede freie Minute zubrachte, seine schönen Hühner, die er hielt, und ein zahmes Reh, das er einmal im Wald gefunden und mit der Saugflasche aufgezogen hatte. Jetzt hauste es friedlich in dem grossen Hühnerhofe wie Saul unter den Propheten. Böse Nachbarn haben es leider später vergiftet.

Mit der Malerei seines Sohnes konnte er sich lange nicht abfinden. Er hätte ihn lieber in einem sicheren Berufe gesehen. Die Staatskrippe, so pflegte er zu sagen, gibt wohl mageres Futter und macht den Gaul nicht fett; aber sie gibt immer etwas zu beissen. Zum Glück hatte der junge Künstler, da er noch auf der Schulbank in der Oberrealschule bei Sankt Johann sass, in seinem Lehrer, dem Abbé Stocker, einen eifrigen Verteidiger gefunden. Erst in den letzten Jahren hatte der praktische Vater sich ganz damit abgefunden, dass Henri, sein einziges Kind, sich als freier Künstler durch das Leben schlug.

Sein Mütterchen hat hier immer auf des Sohnes Seite gestanden und den Idealisten dem strengen Vater gegenüber oft in Schutz genommen. Von ihr hatte er die Gestalt und seine Frohnatur geerbt. Seine Liebe zu ihr, der die Schwerhörigkeit das Leben erschwerte, war allezeit rührend. Die Eltern sorgten stets für seinen Lebensunterhalt. Wenn er nur vom Ertrag seiner Malerei hätte leben müssen, wäre er längst verhungert.

Allerlei Ateliers

Als Henri von Rom, wo er zwei Jahre geblieben war, zurückkam, lud mich sein Vater ein, ich möchte doch den Maler in seinem Atelier besuchen.

Ich fand am nächsten Tage den jungen Künstler guter Laune vor der Waschküche, die er sich in sein «Künstlerheim» umgewandelt hatte. Nach der ersten Viertelstunde war es mir, als ob ich ihn schon lange kante, und es hat mich bis zu seinen letzten Tagen immer wieder zu der pia anima hingezogen. Und ich zähle die Stunden,

die ich mit ihm verbrachte, zu den schönsten meines Lebens. Er arbeitete damals an dem Bildnis einer jungen Dame, die ihren Bräutigam, einen Spanier, damit überraschen wollte. Sie trug ein prächtiges Kleid mit gelben Blümchen, das dem Maler recht viel Mühe machte. Er hat später kaum etwas Schöneres in Oel gemalt. Da diese improvisierte Werkstätte doch etwas klein war, suchte er eifrig nach einem grösseren Raume.

Einige Monate später gründete er mit dem Maler Krebs, der sein Gefährte in Rom gewesen war, die Malerschule St. Luc, gegenüber dem Lycée de jeunes filles. Sie lag in luftiger Höhe und war sehr geräumig. Da aber nicht viel Schüler kamen, wurden die Räume bald wieder aufgegeben.

Endlich mietete Bacher billig von dem Direktor der Kerzenfabrik das schöne Atelier, das sich einst Daubner in der Silberrathsgasse hergerichtet hatte. Hier hat er die glücklichsten Tage seines Lebens verbracht, bis ihm der Tod den Zeichenstift aus der Hand nahm. Dreimal musste man an der Klingelschnur ziehen. Dann kam er herab aus seinem Paradies und öffnete frohgemut die Tür und führte einen hinauf in den nach Norden gelegenen, kühlen Riesensaal, der schliesslich ganz angefüllt war mit vielen Dingen, die eines Malers Herz ergötzen. In der Mitte prangte der grosse Leuchter, den der Künstler selber mit wenig Kosten verfertigt hatte. Gleich am Eingang hing der Unterländer Bauernhut meines Onkels Georges, den ich ihm aus Birlenbach durch die Tante Käth zu seiner grossen Freude verschafft hatte. Da stand ein wertvoller Schrank, den der Künstler in einem Schweinestall entdeckt, eine Standuhr, die er vor dem Untergang gerettet hatte, Waffen, alte Leuchter, eine Stallaterne; an der Wand hing ein Wirtshausschild, das er glücklich irgendwo erobert hatte, und viele Bilder, seltene, wertvolle Stiche, u. a. ein Geschenk von Hans Thoma.

Bei unserem ersten Begegnen zeigte mir Bacher ein dickes, schwarzeingebundenes Buch, in dem er seit seiner Schulzeit alles mit Bleistift oder Feder festgehalten hatte, was ihm auf seinen Streifzügen durch das Elsass besonders gefallen hatte. Dies «Studienbuch» hat ihm dann die Freundschaft der Herausgeber des «Elsasslandes» eingetragen und hat ihm so seinen Weg bahnen helfen zu seinem Werke, das er leider nicht hat vollenden dürfen.

Lothringer Wein und Himmelbetten

Mit einem lieben Onkel nahm Bacher einmal teil an einer Hochzeit in Püttlingen. Sie waren alle beide lustig und guter Dinge, sangen die alten Weisen mit und tranken den klaren, würzigen Wein. So gegen zwei Uhr morgens brach Henri auf und begab sich in seine Kammer im ersten Stock. Der fidele Onkel wollte bald nachkommen. Nun sind in Lothringen die Betten sehr gross und breit. Sie sind aber oft auch so hoch, dass man nur mit einem Stuhle oder als geschickter Seiltänzer hineinkommt. Wie unser Freund sich hinaufgeschwungen hat, weiss ich nicht zu sagen. Genug, er lag bald wohlig darin, und ohne besonderen Schlaftrunk war er bald in tiefen Schlaf versunken.

Im Halbtraum glaubte er aber zu hören, wie etwas wiederholt gegen das Bett geworfen wurde und dann auf den Boden fiel mit tüchtigem Plumps. Da ein gut Gewissen ein sanftes Ruhekissen ist, wachte er von dem Gepolter nicht auf und schlief weiter den Schlaf des Gerechten.

Als er am andern Morgen aus den Federn kriechen wollte und aus der Höhe hinunter schaute, musste er hell auflachen. Denn was sah er? Unten auf dem Teppich lag der lustige Onkel und schlief den tiefsten, gesegnetsten Schlaf — «Warum sin Ihr denn nit ruff kumme? S Bett isch so gross, so breit un so weich!» — «Ja, Henri, siewemol bin ich dran nuffgsprunge! Ich hab' awer nit kenne neinkumme! S isch trurig!» Jetzt wusste Henri, was er im Traume gehört hatte. Es war der Onkel gewesen, der sich siebenmal ins Bett hatte schwingen wollen. Leider ohne den geringsten Erfolg! Lothringer Betten und Lothringer Wein reimen sich nicht zusammen.

Die Gipsmaske

Man kann sich an Gesundheitskuchen krank essen; man kann auf dem Meere verdursten und in der Sahara erfrieren. Man kann sich eine Totenmaske abnehmen lassen, solange man noch lebt. Das tat Bacher einmal. Und wohl mancher Besucher hat des Malers «Totenmaske» — sie erinnerte an die Beethovens — im Atelier hängen sehen. Ihre Herstellung war nicht so einfach gewesen. Unter Henris Bekannten war ein Volkskünstler aus Westhofen, der ihm erklärte, er habe schon öfters von Lebenden Gipsmasken abgenommen.

«Ich wollte nicht warten, bis ich tot bin», so sagte Bacher, als er die Geschichte erzählte. «Ich wollte meine Totenmaske sehen, solang ich noch lebte.» Und so gingen sie eines schönen Tages miteinander im Atelier in der Silberrathgasse an die Arbeit. Der ländliche Plastiker rieb zunächst das Gesicht des neugierigen Künstlers mit einem Oel ein. Dann steckte er ihm einen Stro-

halm in den Mund, dass er auch unter der Maske atmen könne, und beschmierte den Kopf mit der weichen, feuchten Gipsmasse, dass gar nichts mehr vom Gesicht zu sehen war.

Als das Werk soweit gediehen war, rief der artifex rusticus Bacher zu, nun müsse er eine Viertelstunde ganz ruhig liegen. Er werde sich derweil im Garten ergehen und die Rassenhühner des Hausherrn betrachten. Das Opferlamm konnte nicht ja, nicht nein sagen. Er wartete also, lebendig eingemauert, auf die Rückkehr des Meisters. Er sog durch das Strohhälchen die Luft ein, so gut es ging. Aber allmählich ging es immer schlechter. Und der Operateur blieb auch so lange weg. . . Wenn er ihn vergessen hätte? . . .

Kurz entschlossen, sprang unser Henri von dem Pfühle auf. Und als der Gipsmaskenverfertiger herein kam, sah er zu seinem Staunen, wie sein Kandidat sich Gipsstücke vom Gesichte schlug und wollustig atmete. «Grad jetz wär's güet gewenn», sagte er beleidigt. «Na, mir kenne s jo noch emol probiere», meinte Bacher. Und die kuriose Prozedur wurde zum zweiten Male vorgenommen. Das Gesicht ward eingefettet, ein dickerer Strohhalm zwischen die Lippen gesteckt und alles mit weissem Gipsbrei verschmiert.

Dies Mal musste aber der Künstler neben seinem Werke sitzen bleiben und Henri die Hand geben, dass ihm die Zeit nicht so lang würde. Und das Werk gelang! Und wer die Lebensmaske sieht, wird am Munde deutlich die Stelle bemerken, wo der Strohhalm stak. . .

Er hätte mir auch gern zu meiner Totenmaske verholfen. Aber wie aus vielen anderen Plänen ist leider nichts daraus geworden. . .

Multa tulit . . .

Im Kriege war Bacher längere Zeit in Belgien. Er bekam schliesslich einen Hauptmann, der Verständnis hatte für sein Schaffen und ihn als eine Art Kriegsmaler beschäftigte. Ihm verdanken wir so die zwölf Originalsteinzeichnungen «Vor Ypern 1914—1915». Vorher war es ihm nicht immer so gut ergangen. Ja einmal, das hat er mir verschiedentlich mit eigentümlichem Lächeln erzählt, war er einen Tag und eine Nacht auf Befehl eines grimmigen Feldwebels als «dickköpfiger Elsässer» an einen Baum gebunden worden, da er ein Wort der Kritik gewagt hatte. «Damals», so sagte er, «konnte ich mit Recht wie der alte Dichter sprechen: Multa tuli fecique miles, sudavi et alsi. Denn am Tag war es ver-teufelt warm unter dem Tannenbäumchen. Und in der Nacht erstarrten meine Glieder. Na, auch dieser Schmerz ging rasch vorüber!»

Eine Herbstfahrt ins Unterland

Es war anno 1925 im Herbst, als wir von einem Tag auf den andern beschlossen, ins Unterland zu fahren. Im Kanton Sulz war eine grossartige Wasserleitung geplant, die das gesunde Wasser der Quellen bei der Siebenbrunnmühle einer grösseren Zahl Dörfer und besonders Pechelbronn zu gute kommen lassen wollte. Das junge «Elsassland» — es zählte kaum drei Jahre damals — gedachte dem Unternehmen eine Festschrift zu widmen, in der das

Sulzer Land seine Schönheiten und Eigentümlichkeiten der weiten Welt offenbaren sollte, und Henri Bacher war ausersehen, das Werk zu illustrieren. So brachen wir an einem Mittag in der letzten Septemberwoche auf und fuhren wohlgenut mit der Eisenbahn über Hagenau durch den heiligen Forst nach Sulz unterm Wald.

Wie wollten wir aber noch am selben Tage — es war schon ziemlich spät geworden — nach der Mühle kommen? Kühn und keck überfielen wir den Unterländer Doktordichter Deutsch, den wir beide noch nicht kannten, von dessen Güte wir aber viel ge-

hört hatten. Mit offenen Armen wurden wir sofort aufgenommen, und als wir unsere Absicht ausgesprochen hatten, liess er sofort das neue Auto herrichten. Eine halbe Stunde später fuhren wir durch die herbstlich gefärbte Abendlandschaft, von des Doktors Töchterlein sicher geführt, der Pfaffenschlick zu. «Lytt wisse-n-un Hiser kenn-n isch e scheeni Sach'», sagt das elsässische Sprichwort.

In der Mühle konnte sich niemand denken, welch später Besuch da mit feenhafter Beleuchtung angebraust kam. Der Onkel Philipp und die Tante Dortel luden uns nach den ersten Begrüssungsworten gleich ein zum Nachtessen, das lecker bereitet, auf dem Tische stand. Und wir waren keine Kostverächter. Nachdem ich, von der Tante unterstützt, herzlich gescholten hatte,

dass man das silberne Wasser gegen schnöden Mammon verkauft habe, ohne zu bedenken, was der Grossvater im Himmel droben wohl dazu gesagt hätte, erzählte ich, was uns in so später Stunde heruntergeführt hätte: Ehe alles Schöne entschwände, ehe die Räder zerfielen und das Wasser versickere, wolle Freund Bacher noch allerlei festhalten mit seinem Stifte, dass man in späten Jahren noch sehen könne, wie es ein-

mal da unten in der Mühle gewesen sei, als noch das Wasser über die zwei Mühlräder plätscherte, als noch von einem richtigen Müller richtiges Mehl gemahlen wurde, und als noch in einem rechten Mühlwagen, den schellenlaute Fuchse zogen, ein allezeit lustiger «Mühlarzt» das Mehl in die Kundenhäuser führte und in später Nacht, etwas angeheitert, mit neuem Korn zum Mahlen heimkehrte.

Wir kosteten noch Kleeburger Roten, machten dann im Mondschein einen Rundgang um die wie verwunschen daliegende Mühle, und nachdem ich Bacher sein Arbeitsfeld für den morgenden Tag gezeigt hatte, schlüpfen wir gegen 11 Uhr in die behaglichen Betten und

schliefen trotz Rädergeklapper und Wasserrauschen wie Prinzen. Am nächsten Morgen wuschen wir uns zunächst wie rechte Müllerknechte im frischen, linden Wasser des Kandels. Dann stärkten wir Leib und Seele am heissen Milchkaffee und an den frischen Stollen und baten die Tante, sie möge sich in ihren schönsten Staat werfen, da sie nachher dem Maler sitzen solle. Das versprach uns die gut gelaunte Tante zu tun, schenkte uns nochmals voll ein, indem sie meinte, die «Herrelytt» griffen doch zu zaghaft zu.

Nach dem Frühstück zeigte sie uns noch die alte Ofenplatte mit den französischen Lilien, und wir gingen hinaus auf die Anhöhe, wo der Nussbaum steht. Von hier aus wollte nämlich Bacher die Mühle in ihrer ganzen Ausdehnung



Photo Jap

Henri Bacher

zeichnen. Kaum aber hatte er seinen Bleistift gespitzt und einige Striche gemacht, so erschien oben an dem zweitletzten Fenster die Tante Dortel und rief uns zu: «Mole jo dene Ladè nit, ebb dass er eing'henkt isch! 'S wär' jo e Schand!» und hängte einen Laden, den der Sturm aus den Angeln gehoben hatte, wieder gerade. Aber Bacher lächelte mir schelmisch zu und sagte: «'S isch jo scheener, wenn nit alles so grad isch!» und malte den halbschiefen Laden, wie man ihn jetzt noch auf dem Bilde sieht. Die Liebesmüh der Tante war umsonst gewesen.

Als er dann noch die schöne Eingangstreppe, das Mühlrad und das Brennhäuschen, wo wir einst beim Schnapsbrennen saftige Rosswürste gebraten, skizziert hatte, gingen wir hinein. Jetzt wurde die Tante, wie sie heiter auf einem geschnitzten Stuhle sass, in der schmucken Unterländer Tracht porträtiert. Sie wollte gern sehen, was wir schon gemalt hätten. Ich zeigte ihr behutsam ein Blatt nach dem andern. Das Fensterlädchen, ihr Sorgenkind, bekam sie aber nicht zu sehen: es hätte sie zu sehr betrübet.

Am Mittag gingen wir in die Oelmühle hinunter, die schon Jahre lang ihren Dornröschenschlaf schlief. Da wurde die ganze Familie abkonterfeit, wie man sie Seite 211 im «Elsassland» (IV. Jahrgang) abgebildet findet: Der Jakob, das Gretel und die Kleinen. Wenn darunter steht: Hunspach, so ist das nur eine kleine malerische Freiheit oder poetische Lizenz. Das Skizzenbuch wurde hier um manches Blatt bereichert. Wie einen Weidmann die Jagdleidenenschaft erfasst, so packte Bacher das Malfieber. Er war nimmermüde. Alles erweckte sein Interesse, überall fand er Eigenartiges, Malenswertes, oft Dinge, die die meisten Menschen übersehen. Mit ein paar Strichen hob er sie ins rechte Licht. Und schon hatte sein Falkenauge etwas Neues entdeckt. So flohen unsre Stunden gleich flüchtigen Sekunden, wie es im Jägerliede heisst.

Am nächsten Morgen erklimmen wir den Drachenbronner Friedhof, wo er mir das Grab meines Grossvaters und des alten Amerikaners, meines Freundes Wolfe-Fritz, abzeichnete.

Vor Mittag waren wir noch beim Onkel Balzer in Birlenbach, der sich trotz aller Arbeit in den Sonntagsstaat warf und sich als gestrenger und hochwohlloblicher Herr Maire abmalen liess.

Eben so willig opferte uns hernach mein Pfedder Georg ein Stündchen und kam in die «Galerie berühmter Unterländer». Sein Abbild gefiel ihm gar wohl, so dass wir zu einem letzten Unterländer Schmaus, zu Dampfknöpfe und Zwetschgen, eingeladen wurden. Dem Künstler wurde noch zum Abschied ein Fläschlein selbstgebrannter Kirsch verehrt, als Wegstärkung und Medizin. Jetzt darf man es ja sagen ohne Furcht vor den verteufelt strengen Zöllnern.

Ein halbes Jahr später brachte mir die liebe Tante Käth den Hut des Pfedders, der Bacher so viel Freude gemacht hatte. Ich überreichte ihn dem frohen Henri, der eine wahre Sammel Leidenschaft hatte. Und heute hängt er gewiss noch im verwaisten Maleratelier in der Silberathgasse neben Wirtshausschildern, alten Lichtputzscheren, alten Laternen und Mörsern, die dort friedlich vereint waren. . .

Am Abend dieses Tages war das Skizzenheft Bachers wohl mit 25 Entwürfen und Bildern angefüllt. Und so fuhren wir zufrieden und froh hinauf gen Strassburg bis in die Robertsau.

Während ich diese Erinnerungen schreibe, denke ich an die Klage des Dichters Walther von der Vogelweide:

«O weh! Wohin sind entschwunden alle meine Jahr!
 War nur ein Traum mein Leben, oder ist es wahr? . . .
 Weh mir, wenn ich denke an manchen schönen Tag,
 Der mir zerann wie in das Meer ein Schlag!
 Für immer weh, o weh!»

Fast alle, die damals mit uns tranken und scherzten und lachten und an der kindlichen, bescheidenen Art Bachers ihre Freude hatten und mich später manchmal fragten, warum ich ihn nicht wieder mitgebracht hätte, sind nicht mehr. Sie sind entschlafen.

Der Mühlenzauber ist schneller vergangen, als wir es dachten in jenen Septembertagen. Kein lustiges Geklapper, kein fröhlicher Müllerbursche, kein Schellengeklingel und Peitschenknall erinnert mehr an jene versunkenen Tage. Berge wurden sogar in der Nähe abgetragen, Festungen wurden gebaut. Wir leben in anderen, härteren Zeiten. Den traurigen Ton, der aus Karl Löwes schaurig-schöner Mühlenballade klingt, glaube ich zu hören, wenn ich an diesen Fleck Erde denke und an den lieben Freund, der ihn noch in letzter Stunde mit seinem Zaubergrieffel festgebannt hat.

Aus dem elsässischen Sprichwörterschatz des 17. Jahrhunderts

Kern-, Macht- und Meistersprüche aus J. C. Dannhauers Predigtsammlung „Catechismus-Milch“, Str. 1642—1673

Mitgeteilt von A. Pfleger

An dem Schaden lern klug werden — Man sagt im Sprichwort: Wem das Hauss ist, der gehe hinauss — Hundert Jahr vnrecht ist keinen tag nie recht gewest — Die Gevatterschaft hat ein end, wie man im Sprichwort sagt — Es geht nach dem Sprichwort: Im anfang warm, im mittel lauw, zu end gantz starkalt — Als Christen sind wir dem Sathan nichts schuldig als Kraut und Loth, wie man pflegt zu sagen — Es find bissweilen auch der Blinde ein Hufeisen — Das Pferd hinter den Wagen spannen — Ein Mann ein Mann, ein wort ein wort — Bey Gott ist kein ding vnmöglich — Hoffen vnd harren macht manchen zum Narren — Wer auff Gott thut hoffen, der hats recht getroffen — Geben ist seeliger dann nemen — Aus der Muck ein Elephanten machen — Kleine Dieb hengt man, grosse Dieb last man lauffen — Der Häler vnd der Stähler vnd der den Sack auffhebt ist ein Dieb wie der ander — Art last nicht von art — Der Apffel fällt nicht weyt vom Baum — Alte schuld rostet nicht — Was Fürsten vnd Herren eingebrockt, das müssen die armen Vnderthanen aussessen — Vff den Sack schlagen vnd den Esel meinen — Die Katz lasst das mausen nicht — Je ärger Schalck, je besser glück — Je grösser Narr, je besser pfarr — Gröbste Esel, gröste Ehr — Knecht vff Rossen, Fürsten zu Fuss — Eine Trumm vmb eine Pfeiffen hinweg geben — Den Vogel kennt man am Gesang, den Sathan an dem Lästerklang — Wie der Mann, so das Kleyd, wie der Vogel, also auch die Federn — Willfahren macht Freund, Wahrheit machet Feind — Mit der Thür zur Stuben hinein fallen, wie man spricht — Zu litzel vnd zu viel verderbet alle Spiel — Wessen das Hertz voll ist, gehet der Mund yber — Allmosen geben armet nicht, Kirchen gehen säumet nicht. I (1642).

* * *

Ein jeder ist jhm selbst die beste trew schuldig — Das Hemd ligt näher an als der Rock — Zu lützel vnd zuviel ist des Teuffels zihl vnd spiel — Dunckt sich kein Saw sein, wie man im Sprichwort sagt — Das Ey will witziger sein als die Hänn — Herren Rāth ist Herren gebott — Auss ander Leut Haut Riemen schneiden, wie man pflegt zusagen — Gebrante Kinder förchten das Fewr — Was du nit wilt, dass man dir thue, das thue du auch keinem andern — Lähre Fässer klingen wol, aber sie trencken vnd geben nichts — Gleich vnd gleich gesellt sich gern — Viel freund, kein freund — Gleiche Bürden brechen niemand den Hals — Ein Freund ist der, mit dem man etlich Mässle Saltz gessen, wie man im sprichwort sagt — Ein

Vatter kann leichter zehen Kinder als zehen Kinder einen Vatter ernehren — Nach dem alten sprichwort sind sie gute freund so lang, biss sie ein Erb zutheilen bekommen — Wann jhrer zween einerley thun, so ist es darumb nicht alsobald einerley werck — Er hats, wie man pflegt zusagen, mit Löffeln gessen — Wann der Haff alzeit an seinen bodem gedächt, so lieff er nicht yber, sagt man im sprichwort — Je höher Hamman, je höher galgen, je grössere gaben, je grössere gefahr — Ländisch, sittig, sagt man im sprichwort — Gut ding muss gut weil haben — Was soll der koth, wann er nicht stinckt — Wann der Esel gump, so ragen die Ohren herfür — Grosser pracht würd selten alt — Hoffertig vnd stoltzer muth komt vor dem fall — Hochmuth thut nimmer gut — Knüttel thut wohl am Hund — Kapp vnd Kalck bedeckt manchen schalck — Vnrecht leiden ist besser als vnrecht thun — Es ist crisam vnd tauf verloren, wie man im sprichwort sagt — Zuviel ist vngesund — Wer gern dantzt, sagt man im Sprichwort, dem ist gut pfeiffen — Die Diener Christi haben immer breitere Füss als andere — Was die Alten sungen, das zwitzern hernach die jungen — Wer gelt weg leihet, der kauft jhm mit seinem eigenen geld einen Feind — Den Bürgen thut man würgen — Man soll keinem Nackenden sein kleid aussziehen, wie man im sprichwort sagt (d. i. durch den allzustrengen heimgang das Beth vnder dem Leib oder sonst nothwendig gewand nicht aussziehen) — Man sagt: Wer fällt, der leit, was dich betrübt, dein feind erfrewt — Ein gut wort find ein gut statt — Je edler Hāld, je belder der zorn fällt — Man soll nicht in Wald schreien, wie man herauss rufft — Das Kind mit dem koth aus der Wiegen oder Bad ausswerffen — Einem ein Ohrkapp (Unrecht) geben — Lang geborgt ist nicht geschenckt — Gunst geht für recht — Die kleine Dieb hengt man an den Galgen, die grossen an den Beutel — Wer im krieg will sein neutral, der würd geschlagen vberal — Junge Huren, alte Hexen — Je grösser kunst, je grösser vorsatz, je grösser schalck — Kleine Dieb liegen in stöcken gefangen, grosse Dieb thun in Gold vnd Seiden prangen — Gute arbeit find guten lohn — Wie die arbeit, so der lohn — Eil mit weil — Ein blatter in der Hand ist besser als ein Strick am Hals (d. i. besser arbeiten als stehlen) — Halt dich vnd kleb, biss ich dich heim geb (schlechte Handwerksarbeit liefern) — Wer das gering nit hält zurath, der nimt für vnd für ab — Traw, aber schaw wem — Ein Brodwurst nach dem speck werffen oder Wurst wider Wurst suchen — Allzuviel ist vnge-



Strassburg anno 1558

sund — Versprechen ist Edelmännisch, halten Baurisch — Ordenliche lieb fahet von sich selbst an — Wer mit der warheit geiget, dem schlägt man den feidel vff den Kopff — Ein Herren gebott ist von eilffen biss mittag — Liebkosen vnd schweigen macht gunst, die warheit reden ist vmbsunst — Wie der Apfel, so ist auch der Baum — Halten als der Hass bey der Trummel — Die besten Schwimmer ertrinken am allerersten — Wo viel ist, komt viel hin — Was zum heller gemüntzet worden, das würd kein pfennig. II (1643).

* * *

Wie die sorgen, so die Träum — Es ist nicht alles Goldt, was scheineth — Es ist noch nicht aller Tag abend — Je ärger Schalck, je besser Glück — Je grösser Narr, je besser Pfarr — Was zeitig brennet, dass wird endlich zur Nessel — Was Gott beschert, bleibe vnverwehrt — Wann der Schmidt ligt, so ligt der Bawer, ligt der Bawer, so ligt der Edelmann vnd Burger — Nichts ist, sagt man im Sprichwort, vber eine Music von sieben Lauten — Besser ein Hand voll mit ruhe denn beide Fäuste mit jammer — Dem gelehrten ist nicht gut predigen — Ein rühel für ein gnügel annehmen (faulenzen) — Vngerecht Gut faselt nicht — Was besser ist als ein Lauss, dass gehört ins Hauss — Mit vielem halt man Hauss, mit wenigem kompt man auss — Wer den Rath gibt, der helffe auch — Mit gestohlen, mit gehenckt — Dess Herren Aug vnd auffsehen befettet vnd mestet den Acker — Der Frawen augen Kochen wol, der Magd nimmermehr — Ach vnd Wehe ist manchmal die Music in der Ehe — Je höher die Sonne, je kleiner vnd geringer ist der schatten — Der Pfennig gilt niergends mehr, als wo er gemüntzet wird — Heylicher Leut Kinder schlagen gemeiniglich auss dem geschirr — Wer viel gibt, ist Herrgotts Kind, wer wenig oder nichts gibt, ist Butzen Kind — Predi-

ger haben gar breite Füss — Was köstlich, ist auch schwer — Schmierende Narren kriegen die besten Pfarren — Wer vbersich hawet, dem fallen die Splitter in die Augen — Niemand kan länger Fried halten, als sein Nachbar will — Wo der Pfennig geschlagen worden, da gilt er am meisten — Förster vnd Häger, Amptleut vnd Jäger, Rentmeister vnd Pfleger, Schösser vnd Procurator, Verwalder vnd Curator Haben nicht grossen lohn, Werden doch bald reich darvon — Rath, wie es mag zugahn? Ihr Renck weiss nicht jedermann — Hat einer geldt, so ist er ein Held — Der mit guldenen Apffeln werffen kan, der behalt dass Feld — Wer schmiert, der fehrt — Es kommt selten etwas bessers hernach — Der letzte stich giltet — Ehen werden im Himmel gemacht — Oder: Es wird kein Eh' auff Erd vollbracht, Sie ist zuvor im Himmel bedacht — Weit davon ist gut für den Schutz — Der Senff steht neben dem Fleisch — Allzeit thut hart gegen hart nicht jimmer gut — Allein mein oder lass gar seyn — Den Stuhl auf den Banck setzen — Wann die Sonn mit jhren Strahlen auff den Mist sticht, so stincket er — Die Hund gehören auss der Kirchen — Schön vnd zucht bey-sammen ist ein seltzames Wildpret — Ein Spiegel, der vielen Krämern gefällt, ist vbel zu hüten — Nimmstu ein schön Weib, so wird sie leichtlich gemein, nimmstu ein hässliche, so hastu auch Qual vnd Pein — Gleich vnd gleich gesellt sich gern, stinckender Käss vnd garstige Häring — Wers Pferd hat, dem wird auch der Zaum — Ein alter Löffler vnd alter Soldat, keiner nie viel gewonnen hat — Kein Schwerdt ist, das schärpffer schiert, als wann ein Bawer ein Edelmann wird — Ein junges Mägdlin ist dess Alten Todt — Mehr halten auff den Vogel in der Hand als auff dem Tach — Bey Kriegen vnd Heurathen last sichs nur einmal fehlen — Allzeitige vnd plumbe Lieb wird bald zu Essig — Ein jeder Buhler ist blind — Der Him-



Strassburger Schriftprobe 1571

mel hangt, wie man pflegt zu sagen, voll Geigen — Glück vnd Glass wie bald bricht das — Ein gut Wort findet eine gute Statt — Es ist grosse Gefahr darbey, wann man dem Schwein eine güldene Kette anhänget vnd dem Kind ein Messer gibt — Katzegebett geht nicht gen Himmel — Vbel gewonnen, übel zerronnen — Wie man die Kinder zeucht in der Jugend, so hat man sie im Alter — Eine Schwalbe macht keinen Sommer — Die stillen Wasser sind die tieffsten — Eine bundte Krähe macht keinen Winter — Handwerke haben einen güldenen Boden — Es flog ein Gans übers Meer vnd kam ein Gans wider her — Ein alter Papagey lernet nicht leichtlich sprechen — Ein alter Hund ist übel bendig zu machen — Jung gewohnt, alt gethan — Was Hänsel nicht lernet, das lernet Hans nimmermehr — Ein jeder Haan ist auff seinem Mist Meister — Leid vnd meid — Wer vnter den Wölffen leben will, der muss auch mit jhnen heulen — Es ist auff Erden kein schwerer Bürd, als wann ein Bawer ein Edelmann würd — Die Ersten werden die Letzten vnd die Letzten die Ersten seyn — Kombst du nicht heut, so kombst du morgen — Eilen hat nie gut gethan — Wann dem Esel zu wol ist, so tanzet er auff dem Eis vnd bricht ein Bein — Wie gedienet, so gelohnet, wie gebetet, so gelegen — Auff einen bösen Grind gehöret auch eine gute, scharffe Lauge — Auff gute Arbeit gehört auch guter Lohn — Willige Ross soll man nicht übertreiben vnd gut Geschirr nicht zu viel grob gebrauchen — Wer sein Gewissen hält in hut, der hat im Alter ein guten Muth — Gewiss ist der Todt, vngewiss die Stunde — Es werden wol so viel Kälber als Küehäut zu Marck getragen — Grosse Güsse gebären grosse Flüsse. III (1646).

* * *

Den Vogel kennet man an den Federen — Kein Prophet gilt etwas in seinem Vaterland —

Wer reit, der reit; wer leit, der leit — Es bekommt einem wie dem Hund das Grass — Im Krieg treffen nicht alle Kuglen — Man wancket halb Leitsch, halb Hund auf beiden Seiten — Einen grossen Hasen erlauffen — Perlen soll man den Schweinen nicht fürwerffen — Verheissen ist Edelmännisch, halten ist Bäurisch — Leuten hören, aber nicht wissen in welchem Dorff — Viel Koch machen selten was guts — Wessen das Hertz voll ist, gehet der Mund über — Da Adam hackt und Eva span, wer war damal ein Edelmann — Einem Schwein stehet ein Gülden Kett übel an — Die Scherben zeugen noch vom Topff — Der nahe bey der Sonnen ist, der wärmet sich — Einem faulen Schlingel fliegt keine gebratene Taub ins Maul — Die besten Schwimmer ersauffen am ersten — Adel ist der Tugend Sold, sprach der alte Ehrenhold — Gute Wahr schewet das Liecht nicht — Mit der Wurst nach der Speckseite werffen — So viel Köpff, so viel Sinn — Was zum Heller gebohren, kann zu keinem Pfenning werden. IV (1669).

* * *

Den Thaler kennet man am Klang, den Vogel am Gesang — Was soll das Rossmarin der Sau — Wo Zorn und Gewalt nimmt Überhand, da schlägt Hagel und Stral ins Land — Stinckenden Koth soll man nicht rütteln — Je länger, je ärger; je älter, je karger — Wo Zundel ist, da brennet das Feur — Gunst gehet für Recht, das klaget manch armer Knecht — Hat einer Gelt, so ist er ein Held — Wer mit güldenen Aeffeln schiessen kan, der behalt das Feld — Kein Schärmesser ist, das schärpfer schärt, als wann ein Baur ein Edelmann wird — Kleine Dieb hänget man an Galgen, die grossen an guldene Ketten — Die Muck bleibet in der Spinnwebe hängen, die Hummel bricht durch. V (1671).

* * *



Strassburg

Am Schiffeutstaden

Predigt hören versäümet nichts — Noth bricht Eisen — Niemand kann zweyen Herren dienen. — Edel von Geblüt, Bauren von Gemüth — Alte Geissen lecken noch gern Saltz — Jung gewohnt, alt gethan — Ein alter Fuhrmann höret das Knellen noch gern — Ein alter Wolff ändert die Haar nicht — Ein alter Fuchs ist schlah — Wer viel auff einmal thun will, der verrichtet keines recht — Die Kuh fragt nicht viel nach Muscaten-Blumen — Wann drey eines leiden, so ist es oft nicht einerley — Wann am grössten ist die Noth, so erscheinet mit seiner Hülffe Gott — Wer aus dem Brunn trincken will, der muss auch schöpfen — Ländlich, sittlich — Den Katzen die Schell anhencken, wie man im Sprichwort redet — Was schadets dem Mond, wann ihn gleich ein Hund anbillet — Kauffets in der Zeit, so habt ihrs in der Noth — Wer wohl ligen will, muss wohl schmieren — Je älter, je karger — Wohl gebettet, wohl gelegen — Kauffe, weil der Marckt währet — Vmb Galli fallen die Blätter alle — Glück und Glass,

wie bald zerbricht das — Der Rauch in der Heimath ist besser als das Feuer in der Frembde — Wo der Schatz ist, da soll auch das Hertz seyn, wo der Magnet ist, da soll sich auch das Eisen hincziehen lassen — Garstige Vögel kennet man an den Federn — Hoffen und harren macht manchen zum Narren — Bey Nacht sind alle Kühe schwarz, da kennet man den Junckern nicht für dem Bauren — Ein Vogel in der Hand ist besser als vier auf dem Dache — Der Senff ist neben dem Fleisch — Die Imme muss arbeiten, die Hummel verzehren — Fürstliche Gnade hat viele Flügel — Mancher ist zum Heller geboren und kan auff keinen Pfenning kommen — Je grösser Schalck, je besser Glück — Traue, aber schau wem — Trinck, was klar, iss, was gar, red, was wahr — Wen nicht die Music erquicken thut, der hat im Leib weder Hertz noch Muth — Den Judenspiess ergreifen (betrüglichen Handel anfangen) — Verlieren ist gut für lachen — Gut verlohren, nichts verlohren; Muth verlohren, halb verlohren; Gott

verlohren, alles verlohren — Wo ein Aass ist, da samlen sich die Adler — Es ist kein Backen so schändlich, er bekommet einen Kuss — Vberfluss, Vberdruss — Je grössere Wolfeile, ie weniger Kauff — Das ist so viel, als wenn eine Gans gepffien hätte. VI (1657).

* * *

Mit Stephansbieren (Steinen), wie man pflegt zu sagen, auf einen zustürmen — Der Saw auff der Harpffen schlagen — Noht lehrt beten, ist ein altes Sprüch- und Wahrwort — Wann man den Kindern Essen gibt, so ist dem Hündlein der Tisch gedecket — Wer trewlich arbeitet, der betet zwiefaltig — Den Acker baw, Gott vertrau, sey keine Saw — Viel verdirbt, dass man nicht erwirbt — Wer gern dantzet, dem ist gut pfeiffen — Wer sehr schilt, der lobt, und wer sehr lobt, der schilt — Wie man in Wald schreyet, so schreyet das echo wider heraus, was man aussgeborget, das wird wider gegeben. VII (1659).

* * *

Mittelstrass die beste was — Durst ist der beste Keller — Man kan den Wald für den Bäumen nicht sehen — Wovon man nichts weiss, nach dem ist niemand begierlich heiss — Ehr, Freud, Reichtum und Uppigkeit ist der Welt Dreyfaltigkeit — Ein Zeug ist kein Zeug — So viel Köpff, so viel Sinn — Ein Pfeiffer neidet den andern — Alles mit Rath, so reuet es nicht nach der That — Kunst geht nach Brod — Noht lehrt beten, Noht lehrt kriegen — Reich werden und viel gewinnen ist eine Kunst, wird es nicht erhalten, so ists umsonst — An dem Ort, wo ich gern bin, ziehet man mich mit einem Härlein hin — Das Geschrey das ist ein gutes Ding: Es fährt dahin so gar gering, je weiters kommt, je grössers wird, das Wandern ihm erst Krafft gebiert — Die lären Fässer haben

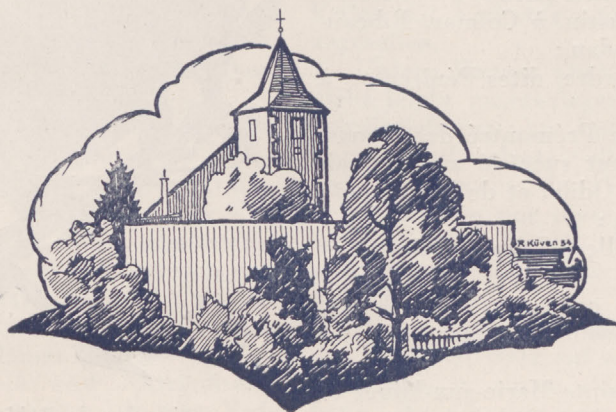
das gröste Gethön — Viel Geschrey und wenig Wolle — Es seynd nicht alle Köche, die lange Messer tragen — Hic mos est horum, Undanck in fine laborum — Grosse Vögel, grosse Nester — Wer Pech anrührt, besudelt die Hände — Er hat nicht allzeit Seiden gesponnen — Wann das Mäusslein voll ist, so ist das Mehl bitter — Wann der Strick am härtesten hält, so bricht er — Für Bauern gehöret Haberstroh — Frembd Brod schmäckt wol — Ueberfluss erweckt Verdruss. VIII (1666).

* * *

Würde, Bürde — Man muss aus der Noth eine Tugend machen — Es wird sich finden, wer Hund oder Leitsch ist — Das Hembd liegt mir näher als der Reck — Der Mann ist Meister und nicht die Fraw — Lernen ist keine Schand — Morgenstund hat Gold im Mund — Es ist nicht allezeit Gold, was glänzt. IX (1672).

* * *

Studierstu übel, so mustu essen mit den Säwen auss dem Kübel — Es ist noch nicht alle Tag Abend — Fürnehmer Leut Kinder geraten selten wohl — Ein jeder sehe in seinen Spiegel und fege für seiner Thür — Lang geborgt ist nicht gescheneckt — Wer in Rohren sitzt, schneidet Pfeiffen — Wer versetzt, ist bald fertig — Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren — Betteln bringet Gott helff auff dem Rücken mit — Wann zween ein Ding thun, ist es darum nicht gleich ein Ding — Man fangt nicht leichtlich einen Fuchsen widerumb, wann er dem Strick einmahl entgangen — Wer sich unter die Klewen mängt, den fressen die Schweine — Was die Alten sunen, das lernen hernach die Jungen — Jung gewohnt, alt gethan — Wie dem Vogel der Schnabel gewachsen, so singt er — Es ist nicht alles Bisam, was wohl riechet. X (1673).



Les établissements religieux en Alsace avant la révolution

Voici le relevé des fondations et maisons religieuses qui existaient en Alsace en 1780 :

Chanoines des collégiales de Belfort, Thann, Lautenbach, Colmar, Saint-Léonard, Haslach, Saverne, Strasbourg (Saint-Pierre-le-Jeune et le Vieux), Neuwiller, Haguenau, Wissembourg et Landau ;

Commandeurs des ordres Teutonique et de Malte, à Rouffach, Colmar, Soultz, Rixheim, Andlau et Wissembourg ;

Commandeurs et prêtres du même ordres de Malte, à la maison principale de Strasbourg ;

Commandeurs et chevaliers hospitaliers du Saint-Esprit, à Stephansfeld près Brumath ;

Chanoines réguliers de Saint-Augustin de l'abbaye de Marbach, et ceux qui desservaient la paroisse française de Strasbourg, dite de Saint-Louis ;

Chanoines de Saint-Antoine, à Issenheim, aux Trois-Epis, près Turckheim, et à Saint-Etienne à Strasbourg ;

Chanoinesses des abbayes de Masevaux, d'Otmarsheim et d'Andlau ;

Bénédictins des abbayes de Mourbach (sécularisés en 1764, et transférés à Guebwiller, sous le nom de chapitre-équestre : l'abbaye de Lure y avait été réunie, en 1560, par Pie IV : il fallait pour y entrer seize quartiers de noblesse), de Munster au Val-Saint-Grégoire, d'Ebersmunster, d'Altdorf, de Marmoutier, et des prieurés de Thierbach près Soultz, de Saint-Marc près Rouffach, et de Feldkirch près Niedernai ;

Religieuses du même ordre à l'abbaye de Saint-Jean-des-Choux près Saverne, et de Biblisheim ;

Religieux de l'ordre de Cîteaux, à Lucelle, Paris et Neubourg ;

Religieuses du même ordre à Koenigsbruck ;

Religieuses de la Visitation, du monastère de Saint-Etienne, à Strasbourg, ayant succédé aux chanoinesses fondées par sainte Attale, au 8e siècle ;

Ermites de Saint Augustin, à Colmar, Ribeauvillé, Wissembourg et Landau ;

Religieuses du même ordre, dites Pénitentes, à Strasbourg ;

Religieux de l'ordre de Prémontré des monastères de Hohenbourg, ayant succédé aux chanoinesses fondées par Sainte Odile, et de Haguenau ;

Chartreux, à Molsheim ;

Dominicains, à Guebwiller, Colmar, Sélestat et Haguenau ;

Religieuses du même ordre, à Vieux-Thann, Schoenen-Steinbach, Guebwiller, Colmar, Sélestat et Strasbourg ;

Cordeliers, à Thann, Sainte-Marie-aux-Mines et Haguenau ;

Récolets, à Luppach, Rouffach, Schauenberg, Kaysersberg, Sélestat, Ell, Bischberg, Hermolsheim, Strasbourg, Saverne et Neuwiller ;

Capucins, à Belfort, Blotzheim, Landser, Thann, Ensisheim, Soultz, Colmar, Neuf-Brisach, Weinbach, Sélestat, Obernai, Wasselonne, Molsheim, Strasbourg, Haguenau, Fort-Louis, Wissembourg et Landau ;

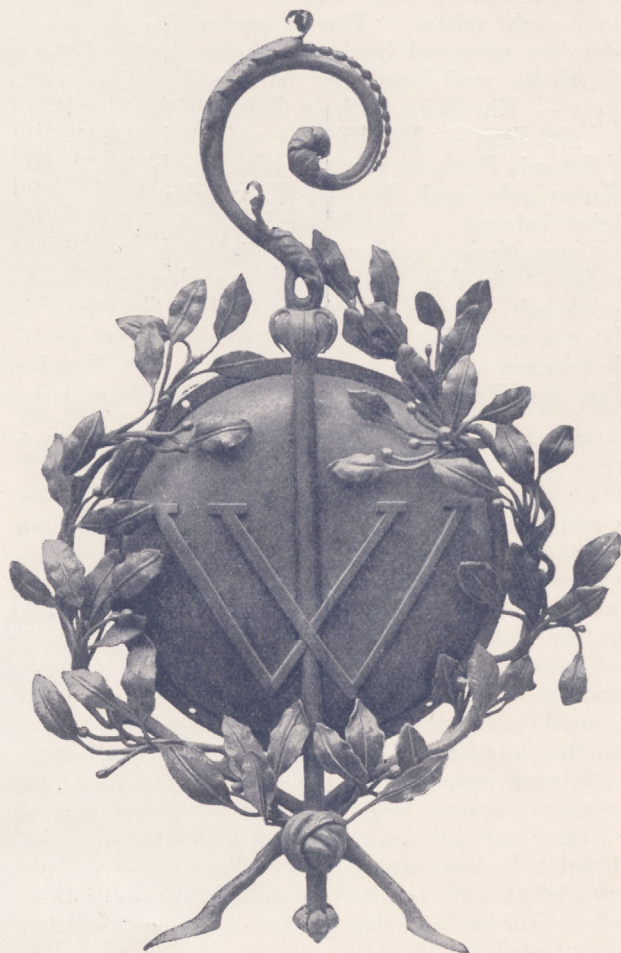
Religieuses de la Congrégation de Notre-Dame, à Saverne ;

Clarisses, à Alspach ;

Célestins, à Haguenau ;

On peut y ajouter six collèges de Jésuites, à Colmar, Ensisheim, Sélestat, Strasbourg, Molsheim et Haguenau, ainsi que les prieurés de Saint-Morand, d'Oelenberg et de Rouffach qui avaient été supprimés ; on se formera ainsi une idée de la splendeur de la religion dans notre pays. De nos jours, il ne reste de tout cela que des souvenirs et des ruines.

H.



Médaille de l'Abbaye de Walbourg, 18^e s.

Arbeit

Von Claus Wickram

Wir müssen versuchen, unser Leben analytisch zu erforschen, seine Forderungen zu formulieren und sie stets neu zu fassen. In der Krisis der Jetztzeit ergeben sich einzelne Urteile von selbst, andere müssen wir erzwingen und hart auf hart fällen. Das Unvermögen, das Problem der Arbeit und der Arbeitslosigkeit zu lösen, schlägt in das Eigenlob unserer sich so herrlich gebärdenden Zivilisation eine gewaltige Bresche; denn es ist sicher, dass viel Unwille herrscht, die Lösung zu vollbringen. Wir leiden an zwei Exzessen, einem von unten, an der Arbeitslosigkeit, dem anderen von oben, am übertriebenen, egoistischen und geistlosen Kapitalismus. Ueber sie hinweg, opfernd und zerstörend, wenn es sein muss, sucht die Welt den Weg der wirtschaftlichen und der sozialen Gesundung und zu einer fruchtbaren Arbeitsorganisation. Um diesen Weg aufzuzeigen, müssen wir zur Basis der Menschheit hinabsteigen, zur einfachen Arbeit des einfachen Mannes.

Das Bauerntum

Wenn man das Wort Bauer ausspricht, rümpfen gewisse Leute die Nase, denn dem Worte haftet für den Nichtstuer etwas an, das mit Mist und Stall, Grobheit und Dummheit verbunden ist. Und doch ist das Wort schön. Der Bauer betretet das Feld, die Scholle, er ist der Landmann, den ein Geruch von Erdhaftigkeit und Erdschwere, von Fruchtbarkeit und Heimatgefühl umgibt. Und der grosse Sinn des Wortes Bauer ist: bebauen, aufbauen, und so weist das Wort selbst zu kernigen und nützlichen Zielen.

Seit den Uranfängen der Menschheit steht die Bauernarbeit an erster Stelle, ist erste Sorge und erste Notwendigkeit. Man braucht kaum an die Sage des Riesenfräuleins auf Burg Niedeck zu erinnern. Heute können wohl die Autos an den breiten und schwerbeladenen Getreidewagen vorbeisausen und die eleganten Lenker über den Bauern schimpfen, weil sie einen Augenblick bremsen müssen, und doch leben sie täglich von des Landmanns Fleiss und Schweiss.

Freude steigt in mir immer hoch, wenn ich ein frischgepflügtes Feld sehe. Dort glänzt die Pflugschar, langsam geht das Pferd mit ruhigen, kräftigen Bewegungen, bedächtig führt der Bauer den Pflug, und nur manchmal ergeht sein ermunternder Zuruf an das Tier. Die Erde wendet sich empor zum Aufnehmen der Saat. Immer ist sie ein Bild der tiefsten und ruhigsten Seelenfreude, diese Erde, die wartet auf das immer gleiche Werden und Wachsen, Fruchtbarsein und Nützlichsein. Und dann ist es mir, als spüre auch ich diese Erd-

kraft neu in mich wachsen und mit neuer Energie zu tätiger Arbeit mahnen.

* * *

Sommersonne regiert das Land. Hoch steht das Heu auf den Wiesen mit Tausenden von Blumen, und schrill zirpen die Grillen. Aber am nächsten Morgen stehen die Mäher im taunassen, unten so frischgrünen Grase und zeichnen breite Bahnen hinein. Die Halme sinken hin, die hohen Schwaden werden immer länger. Langsam schreiten die Mäher breitpurig dahin, immer in gleichförmigem, raschem Schwung zieht die Sense durch das Gras. Melodisch klingt das Sensesetzen in die Weite, wie ein Lied, dringt über die Ill hin und kommt wieder zwischen den Büschen hervor. Mähmaschinen klappern, Hürufe erschallen. Und am Nachmittag sind die Mädchen und Frauen mit ihren hellen Kleidern am Wenden; Rufe ziehen von Wiese zu Wiese. Da und dort wird schon ein Wagen hoch mit duftendem Heu beladen. Urtiefe Poesie seit meiner Kindheit!

Gesunde Arbeit! Licht, Luft und Fluten von Sonne über den Wiesen, dazwischen wachsen die frischen Schatten der Bäume in den werdenden Abend hinein. Freude liegt über dem ganzen Bild.

* * *

Aber nicht immer ist Bauernarbeit schön und poesievoll. Ich kenne die Tage, an denen die Arbeit drängt, der Himmel aber mit schweren Wolken bedeckt ist, der Regen unablässig rinnt und die Ernte zu vernichten droht. Ich kenne die langwierigen Tage des Unkrautjärens, des Kartoffel- und Rübeneinholens bei verschlammten Wegen und einsetzender Kälte, die langsamen, staubigen Stunden auf der Dreschmaschine und ähnliches mehr. Und Jahre des Misswachses kommen, der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse und der Entmutigung, denen sich heute die Aussichtslosigkeiten des Verkaufs und das Unnütze der Arbeit zugesellen.

Unsere Bauern aber sind zäh und lassen sich nicht leicht unterkriegen, sie kämpfen gegen die Schwierigkeiten an und ringen sich durch, wie durch Jahrhunderte voller Krieg und Elend, Pest und Hungersnot die Väter ausgehalten haben. Wir brauchen nur diese Gestalten zu betrachten, die wuchtigen Körper, das harte, verbrannte Genick, die trotzig Stirne, die grossen, festen, braunen Hände.

Dieses Bauerntum lässt sich nicht gehen. Denn der Bauer ist Herr auf seiner Scholle, so wie Paul Déroulède in einem stolzen Gedicht geschrieben hat: «Le Charbonnier est le maître chez soi».

Unabhängig von Patron, Industriellen oder Bankdirektoren steht der Bauer. Er ist nicht Herdenmensch, nicht eine Zahl mehr in der Masse des Proletariats, ein Unnützer mehr in der heutigen vielgestaltigen Gemeinschaft. Er arbeitet, wie er will und was er will, braucht nach niemanden zu fragen, ist eigener und selbstbewusster Herr. Darum auch ist er kraftvoll und arbeitsfreudig, darum hält er aus und bleibt trotz der Verhältnisse, trotz der vielen Schwierigkeiten stets der Stärkere.

* * *

Auf der Scholle ist noch Platz. Ueberall, im Elsass, in Frankreich, in allen Ländern haben viele die Erde verlassen; sie zogen in die Stadt und wollten ein leichteres Leben geniessen. Die Feldarbeit war zu schwer, zu anstrengend. Immer mehr aber hat sich in den Städten die Mentalität gebildet, dass die Arbeit Kette und Last ist. Man will nicht mehr arbeiten, wohl aber leicht leben, sich amüsieren, trinken, es schön haben. Nicht zuletzt sind viele selbst schuld an der Krise der Arbeitslosigkeit. Aber ein Weg wäre da, der gangbar wäre: zurück zur Scholle. Im Elsass und in Innerfrankreich besonders wäre für viele Arbeitslose guter Boden, auf dem sie arbeiten und leben könnten; die Unzufriedenheit zerfiele von selbst, und neue Kraft würde aus den Furchen hervorbrennen. Nur müsste man wieder arbeiten wollen, sich Disziplin auferlegen können! Man müsste opfern! Kann man das noch? Die Erde aber wartet. —

Gespräch mit einem Rebmann

An einem Sonntagnachmittage ging ich durch die Rebgeleude von Rappoltsweiler nach Reichenweier, mit dem Blick zur Ebene hin, wo die Ernte reifte. Ich traf einen bekannten Winzer, der, behaglich die Pfeife rauchend, seine Reben besichtigte.

Wir gingen miteinander. Schön und gepflegt standen die Gewächse, und die Trauben waren schon gross. Unser Gespräch drehte sich um die kommende Ernte, um die Aussichten und die Verkaufsmöglichkeiten. Ich betrachtete den Mann: der schwarze Hut und das Kleid waren keiner Mode unterworfen, die Hände, ungepflegt, waren voller Risse und Runzeln, sie konnten aber zugreifen, waren gross und hart. Das Gesicht war braun gebrannt, von tiefen Furchen durchzogen, sozusagen ohne Alter; hell und klar blickten die Augen, und fest und charaktivoll war die Linie des Mundes gezogen.

Unsere Arbeit, sagte er, ist nicht leicht durch die verschiedenen Jahreszeiten hin; da heisst es, die Reben schneiden, hacken, das Unkraut ausrotten, spritzen und gegen alle möglichen Krankheiten kämpfen und gegen das Unwetter, das nicht nur die Reben zerschlägt, sondern auch die

gute Erde mitreisst. Und auch die Traubenlese ist kein Spiel an den steilen Hängen, oft im Dreck, in der Nässe und im Nebel.

«Und oft gibt es durch Krankheit und Unwetter die Missernten, so dass alle Arbeit umsonst war», antwortete ich.

«Ja, manchmal ist in einer Stunde die mühsame Arbeit von langen Monaten zerstört.»

«In den letzten Jahren bleibt ihr so ziemlich verschont in diesem Landstrich.»

«Wir können uns nicht gerade beklagen. Aber seht, wenn die Ernte auch gut ist, es nützt uns nicht viel. Wir haben grosse Mengen guten Weins in unseren Kellern, aber es kauft sie uns niemand ab. Die Verkaufsmöglichkeiten sind zu gering.»

«Also herrscht bei Euch auch die Krise.»

«Ja, aber schon bedeutend länger als sonstwo. Trotzdem, trotzdem! Wir verzweifeln manchmal fast und wissen nicht, auf welche Weise wir der Schwierigkeiten, der materiellen und der moralischen, Herr werden sollen, aber Gott hat uns hier hingesetzt, wir halten fest, wir lassen uns nicht erdrücken und nicht wegsülen.»

Das Auge des Mannes leuchtete hell, und ich drückte ihm herzlich, bewegt fast, die Hand, als er von mir schied und in einen Pfad zur Rechten einbog. Im Weiterschreiten blickte ich über das Land unter mir, über die Rebhügel zu beiden Seiten, und die Kraft fühlte ich, die in ihnen steckt. Hier in diesem warmen Boden findet man die ältesten Menschenspuren des Elsasses, hier die meisten alten Baudenkmäler, besonders der romanischen und gotischen Kunst, und die besterhaltensten Zeugen vergangener Zeit, Türme, Befestigungen, Patrizierhäuser. Die Erinnerung an alle die Stürme, die durch die Jahrhunderte hier vorbeizogen, blieb lebendig. Die Wehen und Mühsale aber dauern bis heute, und doch: die Rebbauern halten fest.

Handwerk

Gehe ich an mein Tagewerk, begleitet mich auf meinem Weg der Gesang der Arbeit. Mein Gang führte mich durch alte Viertel und Gassen, in denen das Handwerk zu Hause ist wie ehemals. Da steht manchmal, wenn ich vorübergehe, der Bäcker an der Türe. Er ist leicht gekleidet, nicht gerade elegant und von Kopf zu Fuss mit Mehl bestäubt. Einen frischen «Guten Morgen» bietet er mir mit Lachen. Ich erwidere den Gruss herzlich, ich habe den Mann gern: die ganze Nacht fast hat er für die Mitmenschen gearbeitet; Hunderte danken ihm schon in aller Frühe, und durch ihn können sie gesättigt zur Arbeit gehen. Es ist, als ob der Mann seine soziale Mission verstehe und seinen Beruf liebe, der ihn doch so sehr anspannt und ihm so wenig freie Zeit lässt.

Ich biege in eine Gasse ein, aus der mir lautes, klingendes Hämmern entgegenschallt. Der Schmied



R. Gall

St. Ludan

steht am Amboss, und die Funken sprühen. Für die Arbeit ist immer gesorgt in der finsternen Werkstatt. Die Hände des Schmiedes sind voller Beulen und Narben, immer hat er irgendwo eine Wunde, und die klobige Hand hat harte Schwielen, sie ist gesammelte Kraft. Im russigen Gesicht lacht der Mund, und die Arbeit wird immer bewältigt, und wenn man zwölf Stunden pro Tag in der Schmiede stehen muss. Seit wie vielen Jahren? Der Meister weiss es wohl selbst nicht mehr recht, sein Haar ist grau geworden und der Rücken gewölbt; er aber meint, es muss immer so weiter gehen. Wenn ihm die Söhne auch helfen und sie die Arbeit gut leisten können, ohne ihn wäre doch nichts getan.

Der Schuhmacher nebenan bewohnt ein altes, graues Haus, die Fenster des Erdgeschosses sind nieder, so dass man gut auf den Arbeitstisch blicken kann, der von tiefen Rinnen durchfurcht und mit Nägeln, Lederfetzen und Schuhstücken übersät ist. Dahinter sitzt tagaus, tagein der Handwerker, den Leisten zwischen den Beinen, und den Hammer oder das Messer in den Händen. Ein Männlein ist es nur, ohne Alter, mit ledernem Gesicht, grosser Glatze, grosser Brille und ruppigem Schnurrbart, eine Zeichnung für Rembrandt oder für Dürer kommt's mir in den Sinn, und ich denke an Hans Sachs. Und wie er hämmert und schneidet, ist er bestimmt ein Bild aus alten Tagen, und das heutige, sich überstürzende Tempo scheint bei ihm ohne Spuren vorüberzugehen. Der Alte lacht aus zahnlosem Munde, ihm macht das heutige

Rennen und Hasten nichts aus, er hat seine Arbeit, wird zwar kein reicher Mann, lebt aber recht und ehrlich, und seine Altertümlichkeit gefällt ihm, und Gottseidank weiss er von unserem eiligen Leben nichts.

Ich gebe ihm recht im Weiterschreiten. Die Säge einer Schreinerei rasselt, und blitzblanke Bretter lachen hoch auf, ein Tapezierer steht im Hofe und näht Matratzen und Sessel, auf hohem Gerüst pfeift ein Anstreicher, und sein Pinsel geht geschwind. In hundertfältiger Form tritt mir die Arbeit entgegen, sie die beste Form des Lebens. An die verschiedensten Handwerke in Stadt und Land denke ich, die das Bild der einfachen Arbeit darstellen, die ihren Mann ernähren, moralischen Halt gewähren, Zufriedenheit und Freude geben und zu einem wunderbaren Räderwerk eins ins andere zusammenwachsen.

Dieser Arbeit gegenüber aber steht die Grossindustrie, die mechanische, leblose Arbeit der Unzähligen, die den Kapitalismus ernährt, die in gewaltigen Zentren und Fabriken donnert und faucht, und die heute einer noch gewaltigeren Krise in die harte Faust geraten ist.

Arbeit und Arbeitslosigkeit von heute.

In den mittelalterlichen Städten kam in langsamem Werden eine geregelte Arbeitsorganisation zustande. Beim Studium der alten Handwerksordnungen empfinden wir Respekt vor den Massregeln über Produktion und Konsumtion, und wir sind erstaunt über die Garantien für den Pro-

duzenten wie für den Käufer. Mag auch manche Vorschrift kleinlich, altertümlich, bigott und lächerlich anmuten, die Arbeit war in feste Bahnen gezogen, war geregelt, vor Unehrllichkeit und vor gewissenloser Spekulation geschützt. Blieb man auch durch lange Generationen im Alten stecken, gab es keinen gepriesenen Fortschritt, so gab es andererseits auch keine Krise, keine Arbeitslosigkeit, keine Verzweiflung. Wir hätten allen Grund, trotz des Altertümlichen, in vielen Punkten zu jener Arbeitsregelung zurückzukehren. —

Erst mit den grossen Entdeckungen und der Renaissance leitete sich die Wirtschaftsrevolution ein, der Kapitalismus bildete sich und entwickelte sich zusehends. Mit dem 18. Jahrhundert kam die Grossindustrie langsam auf und stellte sich auf immer festere Beine, um am Ende des 19. und im 20. Jahrhundert kolossale Proportionen anzunehmen.

Ich bin kein «Reaktionär». Manche Neuerung ist begrüssenswert. Die Erfindungen räumten im alten Gerümpel auf, brachten manches Gute und die Menschheit ein gutes Stück vorwärts, gaben dem Menschen die Herrschaft über die Natur, erlaubten Verarbeitung, Gebrauch und Verbrauch der verschiedensten Stoffe in Massen, die man nicht geahnt hatte. Auch Arbeitserleichterung und Besserung der sozialen Lage des Volkes sind nicht wegzuleugnen.

Doch der Fortschritt war einseitig, die Maschine wurde allein entwickelt, nicht aber der Mensch und sein Geist. Die Maschine ist über uns hinausgewachsen, und der Mensch wurde ihr unterworfen, anstatt durch sie frei zu werden. Es ging alles zu schnell, man verdiente viel und man wurde zu gierig. Ein seelenloser, anonymer Kapitalismus, der nicht Blut, Verstand und Seele kennt, unterwarf sich den Menschen und hastete immer weiter ohne andere Berechnung als die des Reichwerdens, und alle Prinzipien, Moral, Religion, Gerechtigkeit, Menschenliebe und Menschenwürde wurden in den Staub getreten.

Auf diese Weise leitete sich die grösste wirtschaftliche Revolution der Menschheit ein. Eine Mentalität bildete sich, die einen grossen Teil aller Volksschichten erfasst hat, und die immer gefährlicher wird :

Die Arbeit erscheint als Last und Kette, als eine Sklaverei, gegen die man sich revoltiert. Was Wunder! Die Maschine hat die Initiative, den Verstand zur Arbeit sozusagen getötet. Durch die grosse Spezialisierung tritt der Mensch immer das gleiche Rad, braucht nichts selbst zu ergründen und zu erfinden. Freie und kluge Arbeit und Fertigkeit gibt es in der Welt der Grossindustrie nicht mehr. Der Mensch ist selbst Maschine, ist selbst mechanisiert, ist ein kleines Rädchen oder eine Nummer, leicht und täglich durch andere ersetzbar. Er arbeitet, weil er dadurch Geld ver-

dient, aber die Arbeit ist ohne moralischen Begriff und ohne Wert, im Gegenteil sie ist verhasst.

Aber auch ausserhalb der Arbeit ist der Mensch nicht mehr frei. Das Tempo des Lebens hat ihn erfasst, das nur besteht aus käuflichen, raschen Vergnügen, aus Politik der Aufreizung, aus Oberflächlichkeit und Sinnenreiz in jeder Beziehung. Die moralische Idee wurde zertreten und dadurch die Basis eines wahren, tiefen Menschentums abgebrochen. Wir verfallen mehr und mehr in Seelenlosigkeit, unser Innenleben verliert an Reichhaltigkeit, Wert und Verschiedenartigkeit, und wir haben keine Zeit, uns in irgendetwas zu vertiefen. Durch den herrschenden Kurs, den Drang nach Reichtum, das Hasten und das beständig Neue verflacht das Leben immer mehr, verliert die Säfte, trocknet aus. So beherrscht uns die «Kultur des Sich-leicht-Machens», nach dem Ausdruck, den H. Keyserling treffend geprägt hat. Wohin kommen wir ?

* * *

Wohin ? Wir sehen es immer besser und deutlicher. Nach den Jahren des phänomenalen Aufstiegs und des leichten Geldgewinns kam auf einmal die Krise. Das Kapital rettet sich, oder es gibt eklatante Bankrotte ; in beiden Fällen aber ist der Arbeiter der Leidtragende. Auf das Pflaster geworfen, arbeitslos, unbeschäftigt, ist er ohne Ziel und Vertrauen.

Der Staat, der von den Bürgern alles verlangt, Geld und, wenn es sein muss, das Opfer des Lebens millionenweise, zeigt sich schwach, ungenügend und unzulänglich, die Krise zu beheben und seine Kinder zu retten.

Wie furchtbar schlecht, oberflächlich und mit stets halben Massnahmen wird der Arbeitslosigkeit gesteuert ! Wie herzlos sind die Arbeitslosen sich ganz überlassen ! — Der Privatmann kann kaum etwas tun. Die Presse, die über mehr Mittel verfügt, und die auf die Regierung und die öffentliche Meinung einen grossen Einfluss hat, hat gänzlich versagt. Die Regierenden selbst wussten sich in den meisten Fällen nicht zu helfen und blieben in Aengstlichkeiten, Projekten und Palliativen stecken.

Nichts ist versucht worden, die Arbeitslosen zu gruppieren, ihr notgedrungenes Nichtstun in geordnete Bahnen zu lenken. Für körperliche Betätigung, für sportliche Ertüchtigung und Disziplinierung ist nichts getan worden. Für ihre geistige Beschäftigung, für moralische Hochachtung und um das Vertrauen in die eigene Person zu wahren, nichts. Nichts, um ihre Erziehung auch nur in etwas zu beeinflussen oder zu erneuern, im Gegenteil, durch Zeitungen und Aufreizung wurde die Haltlosigkeit beständig vermehrt, der Müssiggang ist eingerissen und hat moralisch furchtbar deprimierend gewirkt. Auf diese Art und Weise sind die Arbeitslosen sich selbst überlassen geblieben.



Photo Jap

Reichsfeld

Wir aber brüsten uns stets mit unserer Kultur, wir die fortgeschrittensten Menschen der Erde! Schaut die Tausende, die Millionen, wie sie im Elend und in der Not verkommen, wie sie, sich selbst überlassen, jedem Gifte zugänglich sind, für die Menschheit verloren! Geopfert!

Wohin führt der Weg?

Wir sehen also weder in der heutigen Arbeitsorganisation noch im Problem der Arbeitslosigkeit einen Anhalt, unsere Zeit zu loben oder sie anderen Zeiten voranzustellen. Im Gegenteil, hart fällen wir das Urteil über unsere Zeit, über unsere sozialen, wirtschaftlichen, moralischen Misstände. — Bei verneinender Kritik aber dürfen wir nicht stehen bleiben: für eine neue Menschheit muss der Weg bereitet werden. An der Basis muss angefangen werden. Einfache und gesunde Arbeit gehört an die erste Stelle unseres Menschentums. Welche sie auch sei, denn sie ist gut und fruchtbringend. Doch zuerst heisst es, eine neue Moral der Arbeit schaffen. Die Menschheit muss wieder arbeiten wollen, muss wieder arbeiten lernen.

Nach dem Geburtsadel des Mittelalters, nach der Oligarchie der Industrie, der Banken und des Kapitalismus von heute muss eine neue Aristokratie, die der Arbeit und des Geistes gebildet werden. Und von diesem Prinzip der neuen Arbeit aus wird die Neuerung auf alle anderen Gebiete

übergreifen. Der Ruf nach Geist und Seele, nach einer neuen Erziehung, den wir allerorts hören, nehmen wir auf: weit ist das Feld der Betätigung von morgen.

* * *

Aber noch sind wir nicht so weit. Die gewaltigste Wegstrecke voller Schwierigkeiten liegt vor uns. Wir befinden uns im «neuen Mittelalter», aus dem herauszukommen es aller Anspannungen unserer Kräfte bedarf, wie Alb. Schweitzer es klar festlegte. Wir leben inmitten einer Krise, die in ihrer bleckenden Grausamkeit einzig dasteht in der Weltgeschichte.

Auf welche Weise werden wir uns befreien? Nur durch Opfer und durch neuen Arbeitswillen. Vorbei aber sind die Zeiten des christlichen Opfersinns und eines Glaubens, der Berge versetzt. Heute sind wir in Leichtlebigkeit und im Materialismus verflacht. Man zweifelt zu viel und ist enttäuscht, oder man lässt sich in eine graue Indifferenz gleiten, die ebenso schlimm ist. Anders kann es nicht sein, weil wir nicht mehr das Ideal der Arbeit und den Glauben an neuschöpfende Kraft haben. Sicher aber ist, dass es ohne gewaltige Opfer und Anstrengungen nicht gehen wird. Bringen wir uns und unser Volk dazu, die Summe von Arbeit zu leisten, die verlangten Opfer zu bringen, um eine neue Menschheit zu schaffen?



Eine der zwei Strassburger Meistersängertafeln

Oben ist Gott Vater mit dem Lamm Gottes und dem offenen Buch des Lebens dargestellt, darüber sieht man die sieben ewigen Lichter, ringsum die vier Symbole der Evangelisten und im weiteren Umkreis 25 gekrönte Heilige singend, musizierend und betend. In der Mitte sind um einen Schwanenteich herum die 12 Strassburger Meister abgebildet, die 1597 die Gesellschaft neu begründet haben, während unten unter einem Baum inmitten einer Schar von Tieren Orpheus musiziert.

Ein ernstes Wort zur Elsassforschung

Von Pierre Paulin

In dem kürzlich erschienenen fünften Band der «Bibliographie alsacienne», welche von der Faculté des Lettres der Strassburger Universität herausgegeben wird, findet sich Seite 229 eine unsachliche Kritik eines der verdienstvollsten Bücher über das Elsass, die nicht unwidersprochen bleiben darf, zumal dessen Verfasser auf ebenso plumpe wie gehässige Weise verdächtigt wird. Es handelt sich um das Buch «Die gelehrten und literarischen Gesellschaften im Elsass vor 1870» (Colmar 1931, 254 S.) aus der Feder des bekannten Bibliothekars und Elsassforschers Dr. Joseph Lefftz. Seine Bearbeitung von anderthalbhundert gelehrten Vereinen ist mehr als nur ein Denkmal bibliothekarischen Sammelfleisses, sie ist eine farbensprühende elsässische Geistesgeschichte. Das haben kompetente Fachleute bisher einstimmig anerkannt, draussen in der gelehrten Welt und auch in unserem Lande selbst. In der «Revue d'Alsace» (1932) schrieb J. Joachim eine eingehende Würdigung und fand edle Worte hohen Lobes für das Buch, das er als «très érudit, solidement documenté et très intéressant» bezeichnet. Der greise Professor A. Malye (agrégé d'allemand) charakterisierte es voll Bewunderung als «une œuvre vraiment magistrale», und mit Professor Kiener, unserm besten Kenner der elsässischen Geschichte, «kann man ohne Uebertreibung sagen, dass es eine der wenigen Arbeiten über die elsässische Geschichte ist, die dauernden Wert haben und immer wieder, wenn man sich über unsere geistige Entwicklung ein sachliches Urteil bilden will, herangezogen werden müssen.» Und selbst in der oben erwähnten «Bibliographie alsacienne» (p. 319) gesteht Professor P. Lévy in den paar Zeilen, die er über das Buch schreiben konnte: «C'est une large fresque de la vie intellectuelle et morale de notre province — l'ouvrage le plus important de ces dernières années.»

Nur dem Maître de Conférences Gaston Zeller von der Strassburger Universität, der bis jetzt für die Elsassforschung auch rein gar nichts geleistet hat, blieb es vorbehalten, als Historiker auf die unsachlichste Weise über das Buch und den Verfasser herzufallen und sich und der Universität damit einen Bärenienst zu leisten. Er spricht über Dinge, von denen er wirklich nichts versteht, redet in elsässische Literaturgeschichte, in elsässische Geistesgeschichte hinein, und zwar ohne jede Sachkenntnis. Mit leichtfertigen Anwürfen und Verdächtigungen kann ein Zeller die Ehre eines Gelehrten wie Lefftz nicht besudeln.

Den Ruf, den sich dieser in der gelehrten Welt seit mehr als zwei Jahrzehnten durch die Zuverlässigkeit und Gründlichkeit seiner zahlreichen Arbeiten und durch die vornehme Unbestechlichkeit seines Urteils ebensowohl wie durch sein umfassendes Wissen erworben hat, kann ein solcher Kritiker wahrhaftig nicht schmälern. Da haben schon andere geurteilt. Der französische Germanist Henri Ernest Lévy, der eine Reihe von Jahren an unserer Universität wirkte, hat in der «Bibliographie alsacienne» (I 230) den Leistungen des Germanisten Lefftz hohe Anerkennung gezollt, so seinen Namenstudien, seiner «Pfungstmontag»-Ausgabe und seiner Doktorarbeit über Murner, die ein Kenner wie der Prager Universitätsprofessor A. Hauffen im «Euphorion» (Beih. 16) als «eine vorzügliche, im Umfang und in ihrem innern Wert weit über den Rahmen landläufiger Dissertationen hinausgehende, stilgeschichtliche Untersuchung» bezeichnet. Mit dieser «vorbildlichen» Arbeit, die in der Reihe der «Einzelschriften zur elsässischen Kultur- und Geistesgeschichte» erschien, hat Lefftz in jungen Jahren die Murnerforschung bis zum heutigen Tage in nachhaltiger Weise befruchtet. Mit einer andern Publikation, der Veröffentlichung der Oelenberger Urschrift von Brentanos «Chronika», die der jetzige Rektor der Strassburger Universität, J. Dresch, in der «Revue germanique» (1924) «une publication aussi élégante en sa forme que scientifique en son contenu» nannte, hat er weiterhin für die Erforschung der Romantik verdienstvolle Arbeit geleistet. Grosses Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt erregte sein nächstes Buch, das die unsterbliche Grimmsche Märchensammlung in ihrer ältesten Originalfassung nach den Handschriften im Kloster Oelenberg vorlegte und damit vom Elsass aus die Entstehungsgeschichte der weltberühmten Sammlung aufhellte, indem er den Ausgangspunkt einer langen Entwicklung aufdeckte, die Professor Tonnelat in seiner Pariser These nur von der zweiten Stufe ab hatte verfolgen können. Höchste Anerkennung wurde da von den führenden Grössen der Märchenforschung dem bescheidenen elsässischen Gelehrten gezollt, der in scharfsinnigen Untersuchungen die erste wissenschaftliche Auswertung des Fundes bot und mit überzeugender Klarheit und ruhiger Sachlichkeit die schweren Irrtümer des Frankfurter Universitätsprofessors Fr. Schultz aus der Grimmforschung entfernte. Den Ruf als «meilleur murnérien local» (Bibliographie alsacienne, IV 286) hat Lefftz mit

zwei wichtigen Murnerpublikationen («Des Bären Zahnweh» — «Purgatio vulgaris») neu begründet. 1931 legte er die wertvolle Sammlung «Elsässische Volksmärchen» und gemeinsam mit A. Pflieger das prächtige Festgeschenk «Elsässische Weihnacht» vor. Ausserdem veröffentlichte er zahlreiche literarhistorische, kulturgeschichtliche und volkskundliche Zeitschriftenaufsätze, die zum Besten gehören, was über das Elsass geschrieben wurde. Dem Volkskundler Lefftz hat erst kürzlich Prof. E. Linckenheld in der «Revue d'Alsace» (1935) — *Quinze ans de folklore alsacien* — die verdiente, hohe Anerkennung gezollt: «Les nombreux articles que M. J. Lefftz a publiés constituent la meilleure part de tout ce qui a été écrit sur l'Alsace: une vaste érudition, une rare pénétration d'esprit s'unissent à une méthode impeccable. Si un homme de notre génération pouvait traiter d'ensemble le folklore alsacien, il y aurait avantage que ce fût M. Lefftz.» Dazu kommen noch geschichtliche Arbeiten, die in der «Bibliographie alsacienne» von Fachgelehrten wie G. Pariset und F. Kiener rühmend hervorgehoben wurden. Ferner sei bemerkt, dass Lefftz bei dem wissenschaftlichen Concours, den Radio Paris im Jahre 1927 über «Die Siebenzahl im Kultur- und Geistesleben der Völker» veranstaltet hat, unter Tausenden von Bewerbern den ersten Preis davongetragen hat. Preisrichter waren Männer wie Georges Lecomte von der Académie française und J. Valmy-Baysse, Vice-Président de la Société de Gens de Lettres. Alles in allem hat dieser elsässische Gelehrte eine bisher nur verdiensterweise bewunderte, überaus tüchtige und hervorstechende Gesamtleistung aufzuweisen, die ihm und unserm Land zur Ehre gereicht.

Wir hielten es für unsere Pflicht, unserm «ernsten Wort zur Elsassforschung» diese aufklärenden bibliographischen Hinweise vorauszuschieken, damit jeder Leser wisse, um wen und um was es geht. Und nun kommt ein Herr Zeller und verdächtigt sein wertvollstes Werk, indem er die ersten hundert Seiten einer «Besprechung» unterzieht, die in wissenschaftlichen Publikationen ihresgleichen nicht finden dürfte. Dieser erste Teil des Buches behandelt die Humanistensodalitäten des 16. Jahrhunderts, die Meistersingerbruderschaften, die deutschen Sprachgesellschaften und die gelehrten Gesellschaften im Aufklärungszeitalter bis zur grossen Revolution. Zeller ist erstaunt, ein Kapitel über die Meistersinger zu finden: «On s'étonne d'abord de rencontrer un chapitre sur les confréries des Meistersinger.» Der Nichtfachmann will da einen Literaturhistoriker und Spezialisten von unbestrittenem Range schulmeistern und behauptet, die Meistersingergesellschaften hätten nichts im

Buche zu suchen, da ihre Anfänge auf mittelalterliche Singbrudergesellschaften zurückgehen. Dass sie aber über dreihundert Jahre bis zur Revolution in der Kulturgeschichte des elsässischen Bürgertums eine bedeutsame Rolle spielten und schon allein durch die Pflege des Volksschauspiels (Wickram, Spangenberg!) grosse Bedeutung haben, das kümmert den Historiker Zeller nicht. Da die Humanistengesellschaften kurzlebig waren, beginnt für ihn das sujet erst mit dem 17. Jahrhundert. Jene herrliche, strahlende Höhenperiode elsässischer Geisteskultur, wo elsässische Humanisten in aller Welt berühmt waren, interessiert ihn nicht sonderlich. Für die puristischen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts lässt er noch deutsche Wechselwirkung fürs Elsass gelten, aber für das 18. Jahrhundert nicht mehr: «Si les précédentes se sont créées à l'imitation de sociétés allemandes, on devine que celles-ci, l'Alsace étant entre temps devenue française, ont d'autres modèles. Mais le lecteur qui s'attendrait à trouver ici des précisions à cet égard serait bien déçu. Les sociétés alsaciennes ont-elles des similaires dans d'autres villes du royaume? On ne nous le dit pas. C'est toujours à l'Allemagne et à ses villes grandes, moyennes ou petites, qu'on nous renvoie. Le dix-huitième siècle, d'ailleurs, est considéré uniquement comme siècle de l'Aufklärung. Qu'il y ait eu en France, à la même époque, un mouvement d'idées d'une autre envergure et d'une autre portée, cela ne compte pas. Bien entendu, cette ignorance générale des choses de France est volontaire.» Wir weisen diese perfide und wahrheitswidrige Unterstellung, die eines ernstern Wissenschaftlers ganz und gar unwürdig ist, für Lefftz mit Entrüstung zurück und stellen hier fest, dass Zeller das Buch nur oberflächlich gelesen oder nicht verstanden hat, ferner, dass er sonderbarerweise vergessen hat, wie es sich üblicherweise für einen ernsthaften Historiker ziemt, präzise Argumente anzuführen. Er verdächtigt und beschränkt sich auf ein leichtfertiges «on devine» und nörgelndes Fragen. Auch eine Methode! Sehr naiv muss ein Historiker sein, der glaubt, dass nach dem politischen Anschluss des Elsass an Frankreich nun gleich mit einem Schlag im 18. Jahrhundert nach vielhundertjähriger deutscher Kulturgemeinschaft auch eine geistige Umstellung oder auch nur eine intensive geistige Fühlungnahme erfolgen konnte. Das war eben nicht möglich, weil es dem natürlichen Entwicklungsprozess und der Geschichtlichkeit geistigen Lebens und völkischer Eigenart zuwider ist. Zeller, der Historiker, lese doch nach, was bei R. Reuss (*L'Alsace au dix-septième siècle*, I 726) geschrieben steht: «L'Université de Strasbourg, les écoles secondaires au gymnases du pays, à

plus forte raison les écoles primaires, restèrent foncièrement allemandes de méthodes et de langue jusqu'au lendemain de la prise de la Bastille.» Führer und Chor für die gelehrten Gesellschaften stellte im 18. Jahrhundert das protestantische Bürgertum von Strassburg, Colmar und Mülhausen, das mit dem Lande Luthers durch das Bewusstsein der Religionsgemeinschaft und Kulturverwandschaft eng verbunden blieb, zumal es von der Regierung Ludwigs XIV. und XV. nichts weniger als glimpflich behandelt wurde. Wie und auf welchen Wegen hätte sich in diesen Kreisen die intellektuelle Verschmelzung mit Frankreich und die Einwirkung französischer Vorbilder durchsetzen sollen? In der «Deutschen Gesellschaft» Gottsched'scher Observanz, die H. Behr gründete, und in der «Deutschen Gesellschaft» von R. Lenz wird Zeller keine französischen Vorbilder suchen wollen und in den von Pastoren geführten Lesegesellschaften kann er es nicht! Dass «toujours» auf Deutschland und auf deutsche Städte verwiesen wird, ist aber nicht wahr. Lefftz gibt auf Grund eindringlicher Untersuchungen Analysen der Tätigkeit dieser Gesellschaften; wo französische Einflüsse sich in Einzelfällen darin geltend machen, sind diese durch gewissenhafte Angaben über Bibliotheken, Vorträge, Sitzungsprotokolle, Zeitschriften usw. nachgewiesen und auch anderweitig aufgedeckt, so in der Lenz'schen Gesellschaft die Rolle von Isaac Haffner und Ramond de Carbonnières, in der Pfeffel'schen Gesellschaft die Rolle des jungen Gloxin u. a. m.

Ganz eingehend sind von Lefftz aber auch all die Gesellschaften des 18. Jahrhunderts behandelt, die tatsächlich auf französischen Grundlagen beruhen und französisch organisiert waren. Zeller tut, als hätte Lefftz nur von Organisationen nach deutschen Vorbildern gehandelt. Dieser befasst sich aber mit einer ganzen Reihe französischer Gründungen, wir nennen nur die Strassburger «Société des philanthropes» mit ihren innerfranzösischen, freimaurerischen Beziehungen, die «Société harmonique des amis réunis de Strasbourg», einen Ableger von Paris, ferner die «Société des sciences et des lettres», die vom königlichen Prätor d'Autigny gegründet wurde, dem aber die Gründung einer «Académie royale des sciences et belles lettres» nach dem französischen Muster der Metzger Akademie nicht geglückt ist. In Colmar war die «Tabagie littéraire», die viele innerfranzösische Beamte zu Mitgliedern hatte, ganz nach französischer Art organisiert, wie Lefftz darlegt, ferner das literarische Kränzchen (Société libre d'émulation), dem elsässische adelige Damen und Innerfranzosen angehörten. Zeller ignoriert das, um verdächtigen zu können. Er scheint auch nicht zu

wissen, dass die Bezeichnung «Aufklärung» nicht für eine spezifisch deutsche Bewegung gebraucht wird, sondern allgemein, und so auch bei Lefftz die westeuropäische, in Deutschland mit englischen und noch mehr mit französischen Ideen durchsetzte Kulturbewegung bedeutet. Friedrich II. hat bekanntlich die französische Aufklärung ins Land gerufen, die aber dort in gemässigte, nüchterne Formen gebracht wurde. Die ebenso gründlichen wie scharfsinnigen Untersuchungen über die elsässische Aufklärungsbewegung — Lefftz spricht S. 109 von ihrem französischen Ursprung — ergeben einwandfrei, was im Schlusskapitel (S. 237) zu lesen steht: «Die gewaltigen Strömungen und Stürme, die im 18. Jahrhundert die Welt erschütterten und umwälzten, fanden in den elsässischen Uebungs- und Lesegesellschaften, Philantropen-Vereinigungen und Societäten zur Beförderung des guten Geschmacks und der schönen Wissenschaften nicht unmittelbaren Einlass. Nur ein leichter Windhauch und Wellenschlag erreichte sie, meist vom Rhein her, ohne sie sonderlich zu bewegen, ohne neue schöpferische Eigenkräfte aufsteigen und wachsen zu lassen. Nur zögernd erschloss sich das Elsass der westöstlichen Strömung. Die Impulse, die direkt über die Vogesen kamen, waren in ihrer Auswirkung auf die einheimischen Gebildeten unbedeutend. Sie erfassten die gelehrten und literarischen Gesellschaften, die sich fast ausschliesslich aus der altelsässischen protestantischen Bevölkerungsschicht herausgebildet haben, kaum und stiessen über die engen Grenzen amtlicher und höherer gesellschaftlicher Kreise in Colmar und Strassburg, wo die französische Kultur bereits festen Boden gefasst hatte und in einzelnen Gesellschaften vorherrschte, in bemerkenswerter Weise nicht hinaus. . . . Die Katholiken standen der Bewegung fern oder gar feindlich gegenüber. Die bischöfliche Universität brachte zu Strassburg die orthodoxe Theologie zur Blüte und bekämpfte die anströmenden reformerischen Tendenzen.» Dass dem so war, beweist auch die Tatsache, dass im Elsass feste geistige Grundlagen der Revolution fehlten. Das Elsass war eben von den direkten Ausstrahlungen der französischen Aufklärung in ihren radikalsten Formen im grossen und ganzen verschont geblieben. Wir warten auf den Gegenbeweis; es wird sich zeigen, wo die «ignorance» steckt.

Zeller scheut sich nicht, einen Gelehrten wie Lefftz, der in seinem Buche ein umfassendes Wissen ausbreitet, das zu einem grossen Teil aus französischen Quellen geschöpft ist, wie schon allein die Anmerkungen zeigen, im Hinblick auf obige Einwendungen «ignorance» vorzuwerfen. Er schreibt, und das ist unerhört: «Bien entendu, cette ignorance générale des choses de France est

volontaire. Nous en trouvons l'explication dans les dernières pages du livre, où l'on oppose la «nationalité politique» de l'Alsace, au dix-huitième siècle, à sa «nationalité morale» — celle-ci déclarée allemande. Pareille assertion, brutale et sans nuances, n'est rien moins qu'un affront à la vérité. Elle ne surprendrait pas sous la plume d'un membre de l'Institut de Francfort. Mais que penser de l'Alsacien qui l'ayant sans doute ramassée ailleurs, n'a pas hésité à la prendre à son compte? Da begibt sich der Professor in Niederungen politischer Denunziation und gehässiger Verdächtigung, die mit Wissenschaft nichts mehr zu tun haben. Aus dem Bucho hat er sie nicht holen können, aber aus welchen trüben Quellen mag er sie geschöpft haben?

Einige Wahrheiten wollen wir jedoch diesem Universitätsprofessor ins Stammbuch schreiben und dann unsern Lesern es überlassen, ihn als das einzuschätzen, was er ist. Der famose Meisterschuss hat den «Lätzen» getroffen! Ein mindestens ebensoguter Franzose und sicherlich ein grösserer Gelehrter als Zeller, der berühmte Sorbonne-Professor Saint-Marc Girardin, der einen Lehrstuhl für Geschichte und vergleichende Literaturgeschichte innehatte, hat vor hundert Jahren erstmals diese Nationalitätsunterscheidung, mit der nun ein Zeller einen wegen seiner ruhigen Gradheit und schlichten Sachlichkeit allgemein hochgeachteten elsässischen Gelehrten denunzieren will, auf das Elsass angewandt. Er schrieb: «Depuis cent cinquante ans l'Alsace persiste dans son attachement à la langue et au caractère de l'Allemagne. J'aime et j'admire, quant à moi, cette nationalité morale qui survit à la nationalité politique.» Aehnliche Gedanken haben noch viel später andere berühmte französische Literaturhistoriker ausgesprochen, so N. Martin in der «Revue française» (1857) und Saint-René Taillandier in der «Revue des deux mondes» (1857). Zeller scheint das nicht zu wissen: ignorance des choses de France! Lefftz wusste es; darum hat er, um die deutschtümelnden Tendenzen der Behr'schen «Deutschen Gesellschaft» nicht missverstehen zu lassen, die ein Festhalten an der Muttersprache und dem Volkscharakter und nichts anderes sind, auf S. 256 geschrieben: «Diese deutsche «nationalité morale» hinderte aber den Elsässer Behr nicht, die französische «nationalité politique» zu verherrlichen, wie das 1757 in «reinen deutschen Versen frohlockend verfertigte Vorspiel «Frankreichs Treues Jubel-Geschrey über die glückliche Lebensfri-

stung seines aller-christlichsten Monarchens» beweist.» Dieses patriotische Theaterstück, das von der Brunianischen Schauspielgesellschaft in Strassburg gespielt wurde, hat Lefftz aus völliger Verschollenheit ausgegraben und das Titelblatt auf Tafel IV in seinem Bucho faksimiliert. Wenn Lefftz die Absicht gehabt hätte, die ihm ein Zeller unterschieben möchte, so hätte er diesen Beweis für französischen Patriotismus um 1750 nicht hervorgeholt, er hätte auch sonst manches andere nicht hervorgehoben, was jedenfalls Fr. Schultz, den Leiter der literarischen Veröffentlichungen des Frankfurter Instituts, in dessen Hörigkeit unser so wenig verantwortungsbewusster Historiker Zeller einen so aufrichtigen Gelehrten wie Lefftz zwingen will, zu dem Tadel veranlasst hat, dass sein Buch «hie und da politisch gehemmt wird» (Das Reichsland E.-L. Bd. III 142), so etwa S. 13 f., wo Lefftz, über Charles Schmidt hinaus Neues bietend, den französischen Einfluss auf den elsässischen Humanismus in warmen Worten schildert, oder S. 22, wo er entgegen der bisherigen Forschung die französische Verwaltung und den königlichen Prätor in ihrer Stellungnahme zu den Meistersingern entlastet usw.

Das alles übersieht ein Zeller, der unsern elsässischen, hochverdienten Gelehrten mit dem Hinweis auf das Frankfurter Institut verdächtigen will, einen Gelehrten, der in mehr als zwanzigjähriger Arbeit dem Lande entsagungsvoll und bescheiden gedient und Werke von dauerndem Wert geschaffen hat, die seinen Namen weit und breit berühmt machten. Es wirkt geradezu grotesk, dass sich ein Gelehrter, der mit dem Lande und seinem Volkstum durch seine wissenschaftliche Arbeit verwachsen ist wie kein zweiter und einer Familie entstammt, die heute noch wie schon um 1450 in Oberehnheim blüht, von einem Zeller sagen lassen muss, was ein Elsässer zu tun und zu lassen hat.

Man fragt sich, ob die Regierung Geld wegzuerwerfen hat für eine Publikation, die wirklich Gutes leisten könnte und durch die Feder anderer berufener Mitarbeiter auch schon geleistet hat, wo nun aber ein Mann wie Zeller dem Ansehen der französischen Wissenschaft und der Universität Abbruch tut, und ob damit das Wort «faites aimer la France» erfüllt werden soll. Mit solchen Ränken wird man hier im Lande nicht belehren und nicht bekehren, sondern nur verbittern.

Eine dunkle Geschichte

Von Dr. Charles Wolf

Die dunkle Geschichte, die hier erzählt werden soll, gehört zu jenen kleinen Episoden einer grossen Epoche, die ein Fabuliertalent vom Schlage des älteren Dumas zu einem stattlichen Romanfeuilleton inspiriert hätten. Der selige Dumas hätte darin alles gefunden, was sein Herz begehrte, alle Motive, mit denen er und Sue ihr Glück machten: Kindesunterschlebung und geheimnisvolle Abkunft, Kassetten, die Gold und Banknoten enthalten und just im entscheidenden Moment abgeliefert werden, eine Frau, die mit Vorliebe Männerkleidung trägt, und über dem Ganzen schwebend ein romantisches Zwielficht, gewoben aus Geheimnis, Schwindel und Abenteuer. Dem Dichter wäre es sicherlich gelungen, die vielen Lücken, die diese Geschichte enthält, auszufüllen, hinzuzufabulieren, was noch fehlte, eine wahrscheinliche Erklärung für eine unwahrscheinliche, mysteriöse Geschichte zu finden, aber hier soll nur in aller Bescheidenheit geschildert werden, was der Dossier «Affaires politiques et historiques»: «Madame de Deuxponts» des Strassburger Stadtarchivs («Fonds de police») enthält.

Im Juli des Jahres 1814 wünscht der Directeur général de police in Paris vom Präfekten des Bas-Rhin nähere Auskünfte über eine Frau, die in der Robertsau wohnt, dort ein Landhaus am «französischen Kanal» besitzt und durch ein gewisses mysteriöses Gebaren aufgefallen ist. Sie nennt sich «Comtesse de Deuxponts», lebt immer in Gesellschaft eines Herrn Lallement, gibt viel Geld aus und trägt mit Vorliebe Männerkleidung. Das sind Dinge, die den biedern Umwohnern der Gräfin längst aufgefallen sind, und die die politische Polizei der Restauration argwöhnisch machen. Vor allem wünscht der Polizeiminister, dass die Strassburger Polizei zwei wesentliche Punkte gnügend erhellt: die Herkunft der Frau und ihr wahrer Name sollen festgestellt werden. (Brief des Präfekten an den Maire von Strassburg vom 11. August 1814.) Man misstraut eben in diesen unruhigen Zeiten Frauen in Männerkleidung mit solch pomposen Namen sehr gründlich und möchte unter allen Umständen eine gewisse Klarheit schaffen. Das versteht man in Strassburg sehr gut und führt die Befehle aus Paris sofort aus.

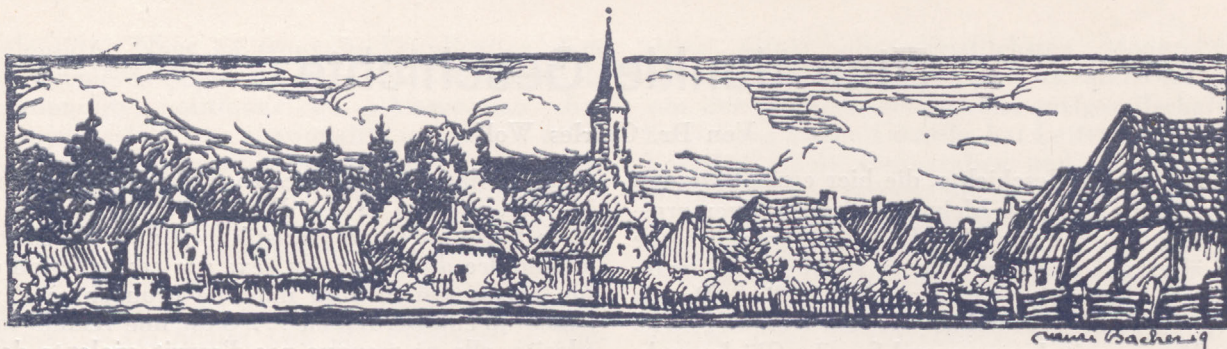
Ein kurzes Verhör bei der Gräfin selbst — am 26. Juli — hat nichts geklärt, nur einige Dinge noch verworrener gemacht. Da macht Madame dem Polizeikommissar gegenüber, der sie vernimmt, geheimnisvolle Andeutungen über die ihr zugefallene Mission, mit der Duchesse d'Angoulême in Verbindung zu treten, und spreizt sich wie ein Pfau in ihren verschiedenen Attributen. Immerhin hat man

erkannt, dass die «Comtesse» wirklich eine Frau ist, und in dem ersten Bericht über sie stehen diese Sätze als Charakteristik: «Il ne peut exister le moindre doute sur son sexe; la construction de son corps, son menton imberbe prouvent à l'évidence qu'elle est femme... C'est une femme fort adroite, elle ne manque pas d'esprit, violente dans ses passions, montrant une grande énergie de caractère; elle s'est peinte elle-même, en disant, le cœur est bon, mais la tête est mauvaise.» Diese Charakteristik und die freimütige Selbstcharakteristik der Eliza de Deuxponts — so nannte sie sich mit ihrem vollen Namen — wirkte anscheinend erst recht alarmierend. Denn nun wird die Sache bewegter: im August kommt von Paris der Befehl, die Frau sofort zu verhaften, ebenso ihren kuriosen «cavaliere servente», Mr. Lallement, den sie ihren finanziellen Berater nennt. Nun gilt es, in einem grossen, zentralen Verhör einmal volle und restlose Klarheit zu schaffen.

Dieses wichtige Verhör, das von dem damaligen Adjoint der Stadt Strassburg, Charles Louis Weyher, geführt wird, findet am 12. August 1814 statt und gibt ein höchst pittoreskes Bild von den Erlebnissen und Schicksalen einer Abenteuererin innerhalb einer wildbewegten Epoche vom Ende der Revolution bis zum Sturz Napoleons. Keine Frage wird der Comtesse geschenkt, und sie weiss auf jede Frage eine überraschende Antwort. In jedem Falle besitzt sie eine üppige Phantasie und weiss die Rolle, die sie sich zurechtgelegt hat oder die ihr aufgetragen wurde, mit sehr viel Verve und Konsequenz zu spielen. Was sie zu erzählen hat, ist ganz dazu angetan, romantische Gemüter in sublimen Schwingungen zu versetzen.

Schon auf die erste Frage: «Quel est votre lieu de naissance?» gibt sie eine verblüffende Antwort. Sie habe zwar einen Geburtsschein aus Dijon, aber im Alter von 15 Jahren habe man ihr erklärt, sie sei nicht in Dijon geboren, sondern nur dort getauft. Geboren sei sie nach den Angaben des Scheines am 23. April 1784, und sie heisse nach der amtlichen Urkunde Jeanne Martin, Tochter des Holzschuhmachers Jean-Baptiste Martin und der Anne Farion, wohnhaft Faubourg Saint-Pierre in Dijon. Bis zum Alter von 14 Jahren lebte sie im elterlichen Hause, dann war sie ein Jahr lang als Magd bei Monsieur Bazire in Dijon tätig. Sie blieb danach noch ein halbes Jahr bei ihren Eltern und verheiratete sich am 10. Vendémiaire an X (2. Oktober 1801) mit dem Holzschuhmacher Gabriel Presset, wohnhaft in Dijon.

Und nun kommt der Theatercoup! Denn diese Heirat mit einem offenbar ungeliebten Manne löst



H. Bacher

Ruprechtsau

eine ganze Maschinerie von verteuflten Komplikationen aus. Sie erfährt nämlich just am Tage ihrer Heirat, dass sie gar nicht Jeanne Martin heisst und nicht die Tochter eines Holzschuhmachers ist, sondern zu Höherem bestimmt und berufen. An diesem Schicksalstage also teilt ihr der Vater Martin, zwei Stunden nach der Trauung, abends um acht Uhr, mit, dass sie nicht seine Tochter sei, und er hat noch eine zweite Ueberraschung für sie auf Lager: er überreicht ihr zugleich eine Kassette aus feinem Holz, die eben ein fremder Mann für sie abgegeben hat. Jeanne fällt aus allen Wolken, sie fühlt sich nicht mehr an ihren Mann gebunden, zumal keine kirchliche Trauung stattfand, und weigert sich, dem guten Gabriel in seine Wohnung zu folgen. Statt dessen geht sie am andern Tage, neugierig, aufgewühlt wie sie ist, in das Wirtshaus des Herrn Colin auf der Place Sainte-Jeanne in Dijon, um den Fremden, der dort wohnt, auszufragen. Der Vater gab ihr diese Adresse an.

Der fremde Mann empfängt sie sehr liebenswürdig, gibt sich als Monsieur Lallement, Forstbeamter aus Sedan, zu erkennen und erzählt seinerseits wieder eine nette Geschichte. Ja, das sei nun schon einige Jahre her, da habe er bei seinem Vater noch in den Ardennen gewohnt, und in jener Zeit habe er zahlreichen Emigranten über die Grenze geholfen. In der vergangenen Woche sei nun einer dieser Emigranten, der sich an ihn noch erinnert habe, zu ihm gekommen und habe ihn gebeten, eine Kassette nach Dijon zu bringen und sie dem Vater Martin zu übergeben mit einem Begleitbrief. Ueber den Inhalt dieses Briefes hüllte sich aber der gute Vater Martin in Schweigen — vielleicht aus Stolz, vielleicht auch aus dem viel einfacheren Grunde, der dem Scharfsinn des Herrn Lallement entging — weil er überhaupt nicht lesen konnte.

Auf die Frage des Adjoints, ob Madame nichts über die Herkunft der Kassette wisse, erzählte Jeanne wiederum eine besonders gruselige und mysteriöse Geschichte. Als sie sieben oder acht Jahre alt war, erschienen eines Abends zwei fremde Männer bei der Mutter Martin. Man habe sie, die

kleine Jeanne, aufs Bett geworfen, in eine Decke gewickelt und ihr streng befohlen, sich ruhig zu verhalten. Sie habe gehört, wie sich die beiden Männer in einer fremden Sprache unterhielten, einer Sprache, die sie nicht verstand, es könne wohl englisch gewesen sein, und sie erinnere sich noch, dass der eine Mann mit Repas, Maurepas oder Dupas angeredet wurde. Vielleicht sei das der Fremde, der die Kassette Herrn Lallement übergab. Vater Martin sagte ihr lediglich noch, sie sollte sich von jetzt ab Deuxpots nennen und zwar Gräfin de Deuxpots, denn so stände das in dem Begleitbrief.

Jeanne ist also von dieser Zeit an Comtesse und fühlt sich auch entsprechend. Sie gibt Lallement, da er Postbeamter ist und über Beziehungen zu Banken verfügt, einen Teil des in der Kassette befindlichen Geldes. Denn diese mysteriöse Kassette enthielt zwar keinerlei Urkunden oder Belege über ihre Herkunft, aber dafür 30 000 Franken in Gold und 20 000 Franken in Banknoten. Das Gold gibt sie nun Lallement mit der Bitte, es für sie zu verwalten. Das nennt man Vertrauen auf den ersten Blick!! Im sicheren Besitz der restlichen 20 000 Franken, voll gesteigerten Selbstbewusstseins beschliesst Jeanne, nach Paris zu reisen und sich dort einmal umzusehen. Sie nimmt Abschied von ihren «Adoptiveltern», den kürzlich erst angetrauten Gatten ignoriert sie weiter mit Grazie, und mit vollen Armen stürzt sie sich jetzt ins Abenteuer, ein kleines armes Mädchen, das plötzlich viel Geld bekommen hat und zur Gräfin avanciert ist. Sie reist jetzt quer durch Europa, und wenn sie einmal gerade in Geldnöten ist, trifft in der entscheidenden qualvollen Viertelstunde Geld von Lallement ein, von dem guten Freund und Vertrauten, der es inzwischen bis zum Directeur principal des postes de l'Armée gebracht hat und sich als eine ebenso treue Seele wie als grosses Finanzgenie erweist.

In Paris wohnt sie zunächst bei einer Verwandten — sie gibt Namen und Adresse genau an — amüsiert sich ein bisschen, und dort erneuert sie ihre Bekanntschaft mit einem Herrn Duclot, der ehemals bei den Canaridragonern diente und jetzt

beim 44. Linienregiment steht. Herrn Duclot scheint sie schon in Dijon gekannt zu haben; aus der stillen Liebe von damals wird nun eine sehr offene und heisse Liebe, die ziemlich lange anhält und schuld daran ist, dass sie so lange in der Welt herumreist, da das Regiment ihres Geliebten und er mit ihm leider dauernd den Standort wechselt.

Jeannes Leben gleicht von jetzt ab einem Fahrplan, hauptsächlich durch die Schuld des Soldaten Duclot. Sie reist immer dahin, wo er gerade ist, nach Bourges en Berry, wieder nach Paris, ins Lager von Boulogne, ja als Duclot bei der Campagne in Preussen verwundet wird, taucht sie in Eylau auf, ist einige Zeit bei ihm in Stettin und kehrt schliesslich über Wiesbaden, wo sie Bäder nahm und über Basel nach Frankreich zurück, mit dem etwas rätselhaften Entschluss, Strassburg zur dauernden Residenz zu erklären. Die Beziehungen zu Herrn Duclot scheinen völlig erkaltet zu sein, jedenfalls deutet schon ihre Sesshaftigkeit darauf hin. Umso intensiver wendet sie sich jetzt Herrn Lallement zu, der bald in Mainz, bald in Coblenz und sehr oft in Strassburg tätig ist.

In Strassburg wohnte sie einige Zeit in der Schlossergasse, dann am Schifflautstaden, den Sommer verlebte sie in der Robertsau, wo sie ein Landhaus erwarb, dessen Kauf nur Herr Lallement durch die Geschicklichkeit, mit der er das ihm anvertraute Geld der «Gräfin» verwaltete, ermöglichte. Sie gibt über die Summen, die sie verbraucht hat, recht phantastische Auskunft, und jedem Unbefangenen, der das Verhör liest, wird klar, dass die Herkunft dieser Summen in grosses Dunkel gehüllt ist, dass da etwas nicht stimmen kann. Den vielen präzisen Fragen des Adjoints — ihm kam es sehr darauf an, hier klar zu sehen — weicht sie geschickt aus oder berichtete über finanzielle Transaktionen, die kein Bankier, ohne zu erschauern, anhören könnte.

Etwas benommen fährt dann der Adjoint im Verhör fort und versucht, sich wenigstens über ihre politische Haltung zu informieren. Hatte sie in der Zeit der Blockade Verbindung mit dem Staatsrat Graf Röderer? Gewiss, antwortet sie. Röderer habe sie mehrmals zu sich gebeten, aber sie sei nur ein einziges Mal bei ihm gewesen. Er habe sie nett empfangen, sie über ihre politische Meinung ausgefragt, über ihre Existenzmittel und ihre Verbindungen. Er habe sie gebeten, in aller



H. Bacher

Am Feierabend

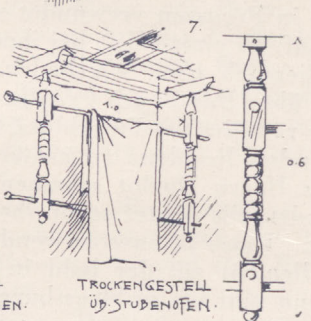
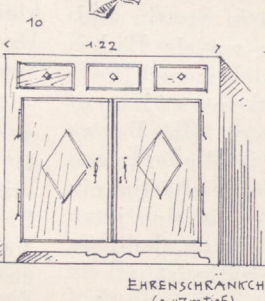
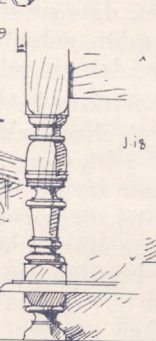
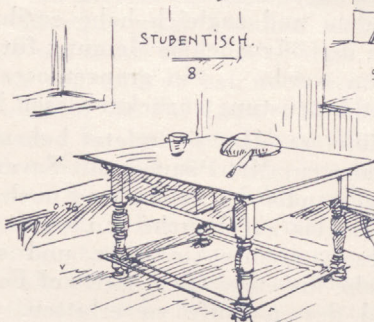
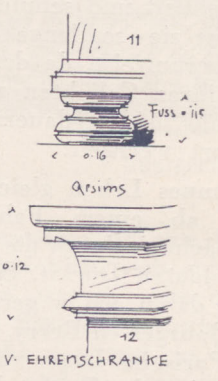
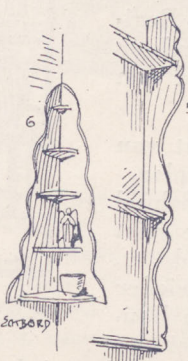
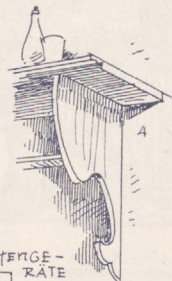
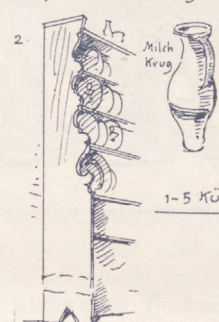
Offenheit zu reden, und zugleich habe er ihr erklärt, dass sie in der öffentlichen Meinung für den Dauphin gehalten werde — ein grenzenloser Irrtum, den sie mit Entrüstung zurückgewiesen habe.

Seltsam berührt es, dass sie zuletzt behauptet, durch ihre Bekannten, Mr. Pâques, mit Savary in Verbindung gestanden zu haben, und noch seltsamer ist ihr Hinweis auf Fouché. Fouché sei ihr Protektor gewesen, meinte sie stolz, und schon Vater Martin habe ihr empfohlen, sich auf Fouché zu berufen und dessen Hilfe zu erbitten, wenn man ihr wegen des Namens Deuxponts Schwierigkeiten machen sollte. Fouché habe ihr auch ausdrücklich erlaubt, Männerkleidung zu tragen. Niemals sei sie übrigens bei der alten Regierung in geheimer oder offizieller Mission tätig gewesen, nur der Duchesse d'Angoulême habe sie etwas sehr Wichtiges mitzuteilen, das sie ihr nur ganz allein sagen könne. Weiter habe sie nichts zu sagen. Sie unterschreibt das Protokoll mit ihrem vollen Namen «Eliza de Deuxponts».

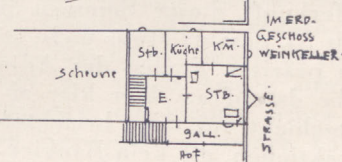
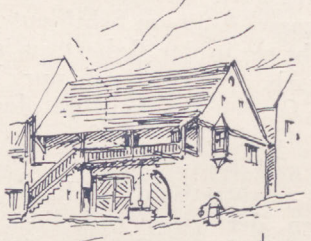
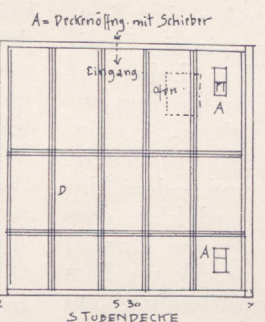
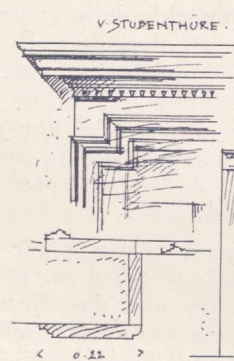
Das grosse Verhör ergab so gut wie gar nichts, brachte nicht die geringste Klarheit, so wenig wie das Verhör ihrer Mutter und das ihres Freundes Lallement. Alle drei mogelten sich geschickt durch wie sie konnten. Die ganze Sache verlief im Sande. Niemand wusste, wer diese mysteriöse Frau war. Hochstaplerin? Komödiantin? Spionin? Kein Verhör brachte es ans Licht. Am 20. Oktober 1814 gab der Präfekt den Befehl, Eliza de Deuxponts wieder auf freien Fuss zu setzen: der Generaldirektor der Polizei in Paris habe es so am 13. Oktober beschlossen. Die Gräfin und ihr getreuer Freund und Finanzminister gingen wieder in ihr Haus in der Robertsau und lebten ihr seltsames Leben weiter. Kein Dossier verkündet, was sie weiter erlebt haben.

≡ Vom Hause ANDLAUER
ZU BÖRSCH, U. C. ≡

ERP.
1723



6.7.8.9 STUBENGERÄTE



Bürgerliche Wohnkunst aus einem Börscher Winzerhaus
(Aufgenommen im Jahre 1902.)



Phot. J. Leicher



Der Bau vor und nach der Wiederherstellung

Ein wiederhergestellter Fachwerkbau in Boersch

Wie in Sprache und Sitte kommt unsere Stammesart auch in der Bauweise zum Ausdruck. Leider hat man in den letzten Jahrzehnten die Ortsbilder nicht hinreichend geschützt, sodass viele alte Wohnbauten, die mit ihrem reichen und schöngegliederten, Auge und Herz erfreuenden Fachwerk wahre Zierden ihrer Gemeinden und ehrwürdige Denkmäler unserer bäuerlichen und bürgerlichen Wohnkunst waren, teils verschwinden, teils verunstaltet werden konnten. Unverstand und Vornehmteurei liessen die alten, malerischen und anheimelnden Holzgebauten Wohnhäuser als unschön und veraltet erscheinen, man überzog sie mit modernem Putzwerk, verdeckte die Holzkonstruktion und suchte durch Aufmalen und Imitation von wesensfremdem Quadergemäuer massive Steinbauten vorzutäuschen. Solche nüchterne und geschmacklose Behandlung hat viele unserer Dörfer und Kleinstädtchen in bedauerlicher Weise ihres eigentümlichen Gepräges beraubt.

Es ist Zeit und tut not, dass in der Bevölkerung der Sinn für die künstlerischen Erzeugnisse unserer Vorfahren geweckt wird, auf dass man nicht mehr so teilnahmslos den alten Fachwerkbauten, die Spiegel unseres Volksgeistes sind, gegenübersteht und wieder zu erkennen vermag, welch intimer, stimmungsvoller Zauber Fachwerkbauten mit ihrer schönen und mannig-

faltigen Gliederung und dem warmem Ton des Holzes dem Ortsbild verleihen, mit dem sie wie mit der Landschaft organisch verwachsen sind. Vieles lässt sich dann wieder gut machen, mancher schöne Fachwerkbau kann durch Entfernung des Verputzes wieder blossgelegt werden. Und mancher prächtige Bau kann durch zweckmässige Wiederherstellung in seinem Bestande gerettet werden.

So begrüßen wir die stilgemässe Wiederherstellung eines alten, prächtigen Fachwerkbauwerks in Börsch aufs wärmste. Da ist vorbildliche Arbeit geleistet worden, die wir zur Nachahmung nur empfehlen können. Börsch ist reich an interessanten alten Bauten aus der Renaissancezeit mit Fachwerk, Erkern, Verzierungen und Inschriften. Vor dem im 16. Jahrhundert erbauten Rathaus erhebt sich der im Renaissancestil erbaute Sechseimer-Brunnen. Zahlreiche Wohnhäuser bilden um diesen Kern des Ortes ein reizvolles Ganzes. Mauern und Gräben, alte Stadttore vervollständigen das anheimelnde Bild dieses geschichtlich denkwürdigen Städtchens. Wendet man sich vom Rathausplatz nach Westen, so gelangt man zur Aftertorgasse, wo das Haus Nr. 17 sofort aller Augen auf sich zieht. Es ist der im Sommer 1955 wiederhergestellte, prächtige Fachwerkbau, der heute als «Monument historique» klassiert ist. Nach der Jahreszahl an

dem Torbogen der Hofeinfahrt ist es im Jahre 1584 erbaut worden, es scheint aber bald darauf nach einer Zerstörung teilweise neu erbaut worden zu sein, da der Eingang zum Untergeschoss die Jahreszahl 1624 trägt. Immerhin darf das Haus auf ein über 300jähriges Bestehen zurückblicken.

Nach der Ueberlieferung und nach der Aussage des heutigen Besitzers, Herrn G. Sensenbrenner, war früher im Untergeschoss eine Stofffärberei und Stoffdruckerei untergebracht. Noch heute sind einige Geräte, Schablonen und auch Stoffreste erhalten, die von der einstigen Gewerbetätigkeit der Bewohner dieses Hauses Zeugnis ablegen. Auch die beiden der Strasse zugekehrten Fenster beweisen, dass das Untergeschoss einst als Werkstatt gedient hat, ursprünglich jedoch als Küferwerkstatt, da das Wappen über der Toreinfahrt heute noch auf diese ursprüngliche Bestimmung hindeutet.

Das Fachwerk ist eine formenschöne, gut proportionierte, reichgegliederte Konstruktion von bodenständigem Charakter und stimmungsvollem Gepräge. Der mit reizvollem Schnitzwerk versehene Fenstererker lässt auch nach aussen hin die gute Stube in Erscheinung treten. Da es zu den schönsten Fachwerkhäusern gehört, die wir in elsässischen Kleinstädtchen in dieser Art be-

sitzen, wurde es im Oktober 1930 in die Liste der geschichtlichen Denkmäler eingereiht. Der Eigentümer trat dann 1934 an die Verwaltung der geschichtlichen Denkmäler heran mit der Bitte um Aufstellung eines Kostenanschlags zur Instandsetzung und Wiederherstellung dieses klassierten Denkmals und um Beihilfe zu den Kosten.

Im Juni 1935 konnte mit den Arbeiten begonnen werden, die Herr J. Leicher im Auftrage von Herrn Gélis, des Chefarchitekten der Monuments historiques, leitete und mit den Handwerksmeistern J. Solda aus Oberehnheim und M. Maurer und Grüssner aus Börsch zum guten Gelingen führte. Der Staat gewährte zu den Wiederherstellungskosten einen namhaften Beitrag. So kam der Eigentümer G. Sensenbrenner zu einem recht schmucken und freundlichen Heim, das den Ort um eine wertvolle Zierde bereichert und als ein anregendes Beispiel zeigt, was für die Erhaltung unserer alten schönen Fachwerkbauten und ihre stilgemässe Wiederherstellung getan werden kann, wenn der Eigentümer Sinn und Verständnis hat für die alte heimatliche Bauart, die mit dem Orts- und Landschaftsbild organisch verwachsen ist, und fachkundige Beratung und finanzielle Unterstützung zu finden weiss. Manches Denkmal altelsässischer Holzbaukunst könnte auf diese Weise neu erstehen. L.



Th. Schuler

Der Büsser von Kaysersberg

Schmuggler

Eine Erzählung von Fr. Lutzing

III.

An diesem Freitag Morgen war der Douanier Risposse wie gewöhnlich früh auf den Beinen. Wenn auch bei solcher Witterung nicht anzunehmen war, dass Schmugglergänge über das rauhe Gebirge stattgefunden hätten, so war dies doch nicht ganz ausgeschlossen. Das Schneetreiben hatte erst gegen Einbruch der späten Morgendämmerung aufgehört, jetzt bot alles einen ganz winterlichen Anblick. Auf seinem Wege traf er mit zwei Arbeitern zusammen, die die gleiche Richtung der Grenze zu hatten.

«Guten Tag, Freunde», sagte er zu ihnen, «wohin des Wegs?» — «Hinauf, der Telephonleitung nach, die der Sturm heute Nacht irgendwo zerrissen haben muss, denn der Strom läuft nicht mehr. Vielleicht ein Pfosten umgerissen!» — «Die sind aber doch alle tief in der Erde und dies noch gar nicht so lange, so dass sie kaum angefault sein können.» — «Ja, das ist schon richtig. Aber solch ein Windchen ist eben unberechenbar. Vielleicht riss auch ein entwurzelter, alter Baum den Draht nieder, da die Leitung oben nicht mehr der Strasse folgt, sondern quer durch den dichten Wald über die Grenzhöhe läuft!» — «Ein schönes Vergnügen», knurrte der zweite, «man sinkt bis an die Kniee im Schnee ein, das kann eine schöne Kletterei absetzen oben am Wald, wo es so steil aufsteigt!» — «Ich werde Euch begleiten», sagte Risposse, «damit Ihr nicht so allein seid. Ich habe doch meinen Rundgang zu machen, und drei bei einander sind besser als einer oder zwei. Ich will mir das Ding doch auch ansehen. Es ist mir da kein übler Gedanke gekommen. Wenn die Schmuggler auch hier anfangen, die Telephonverbindungen zu stören, wie es anderwärts schon vorkam, um die Verständigung zwischen den Grenzorten und damit die Verfolgung schwieriger zu gestalten!» —

Die drei Männer verliessen nach längerem, mühsamem Marsch die breite Landstrasse, die der Schneepflug schon leicht gesäubert hatte, und gingen feldeinwärts durch den tiefen Schnee den Stangen nach. Bald stiegen diese in den dichten Winterwald hinauf; die Männer stapften langsam und tief schnaufend vorwärts, die Füsse waren trotz des starken Schuhzeugs schon ganz durchnässt, ihre Körper durch die Anstrengung erhitzt und ermüdet; aber da galt kein Besinnen, sie hatten die Aufgabe, unter allen Umständen die Störung zu finden und zu beseitigen. Bald sah einer der Arbeiter, dass die Drähte nicht mehr angepannt waren, sondern nach und nach immer mehr

herunter hingen, mit Schnee und Rauhreif behangen. Und das verriet ihnen das nahe Ziel ihres Ganges. Dann sahen sie den Pfahl am Boden liegen, die Drähte zerrissen, da der Pfahl bei seinem Sturze in starke Baumäste geraten war, welche die dünne Metalleitung zum Reissen gebracht hatten, und neben dem Stumpfe einen Menschen, der dort im tiefen Schnee hockte und ihnen mit trüber Miene entgegen blickte. Risposse brauchte keine Sekunde, um Barth zu erkennen, und zog zum Schutze seinen Revolver. Aber der am Boden Kauernde lächelte und sagte mit schwacher Stimme: «Unnötig, ich habe genug. Mein rechtes Bein ist gebrochen, ich kann mich nicht erheben, ich bin beim Gang übers Gebirge heute Nacht verunglückt». — «So», meinte der Beamte, «Gang über das Gebirge, wo hat man den Tabak gelassen? Ich sehe keine Traglast!» — «Lasst Euch jetzt nicht beirren, es steht mehr auf dem Spiele als einige Schachteln Rauchzeug. Ich wäre gestorben, wenn ich keine Hilfe herbeigerufen hätte!» —

Unterdessen hatten die beiden Arbeiter die umgeworfene Stange untersucht und sahen sofort, dass sie der Schmuggler durch die mühsame Bearbeitung mit seinem Messer zum Umfallen gebracht hatte. Nun war ihnen der Grund klar: er hätte erfrieren und verhungern müssen, wenn er nicht diesen Gedanken gehabt hätte, sie in diese menschenleere Gegend zu rufen. Er litt die heftigsten Schmerzen, so dass sie es nicht über das Herz brachten, ihm Vorwürfe darüber zu machen, dass er an ihrem mühseligen Aufstieg schuld war. Sie dachten, wenn es auch ein Schmuggler ist, so ist es doch ein Mensch, und die Zollbeamten sah eigentlich niemand gerne im ganzen Grenzstrich. Und hatten sie nicht selbst schon oft mit Vorliebe geschmuggelten Tabak geraucht, den Leute wie dieser Barth mit grösster Gefahr hierher schleppten? Sie begaben sich stumm an ihre Arbeit, den Draht zusammenzuheften und ihn einstweilen an nahen Baumästen zu befestigen, später konnte man dann eine endgültige Ausbesserung vornehmen, wenn das Wetter es zuliess. Derweil gab Barth seinen Bericht.

Er hatte mit grösster Mühe und unter den heftigsten Schmerzen den Pfahl durch Kriechen erreicht und mit seinem Messer das Zersplittern am Boden begonnen. Welch schlimme Arbeit, mit dem Messer in den eiskalten Händen, die dem Willen nicht mehr gehorchen wollten. Wie oft hatte er sie verzweifelt sinken lassen, zum Tode bereit, bis ein neuer Strom von Lebensdrang wieder seinen

zitternden Körper durchrieselt hatte, und im Laufe langer Stunden war er seinem Ziele näher gekommen: der Pfosten stand nur noch auf einer schwachen Holzstütze, ringsum war alles abgespalten. Da, plötzlich, als wäre die ausgestandene Todesangst noch nicht stark genug gewesen, neigt sich die hohe, schwere Stange... neigt sich der Seite zu, an der er sitzt... unfähig, schnell eine Bewegung vom Platze zu machen... als wollte sie ihm, anstatt ihn zu retten, das Haupt zerschellen... Da gelobt er dem Himmel im höchsten Schrecken, nicht mehr auf Abwege zu gehen, fortan in ehrlicher Arbeit für seine Familie zu sorgen, wenn er mit dem Leben davonkäme... ein kurzes Stossgebet, aber mehr wert als lange Versprechungen... Seine Bitte fand Gehör... Ein Windstoss von wilder Kraft drehte den fallenden Mast etwas zur Seite, und knapp an seinem Körper vorbei fuhr er mit Wucht in den aufgeschichteten Schnee. Barth bebte, atmete dann auf, blickte hin, ob die Drähte durch wären: sie waren es. Nun war er menschlicher Voraussicht nach gerettet; musste aber warten, bis die Arbeiter kämen, denn diese wichtige Leitung durfte nicht lange unbenützt sein.

Als er geendet, sah Risposse, den die Dramatik dieser Schilderung erschüttert, dass dieser Barth durch die Schrecken der letzten durchlebten langen Stunden in Wirklichkeit ein anderer geworden war. Er dachte immer an Frau und Kinder. Er sprach von dem neuen Leben, das er beginnen wollte; morgen schon... oder nein... sobald sein Bein geheilt wäre, das würde ihn freilich noch einige Zeit daran hindern, alles Unrecht wieder gut zu machen. Der Douanier verzichtete darauf, ihn zu fragen, wo die Schmugglerware läge, von deren Existenz er überzeugt war, denn ohne Grund war Barth in der Nacht nicht diesen Weg gegangen, aber er wollte diesem vom Schicksal Bestraften nicht weitere Kümmernisse bereiten. Vielleicht das erste Mal in seiner langjährigen Dienstzeit, dass der strenge Mann weich und nachsichtig war; auch lag ja die Ware irgendwo im tiefen Schnee und würde so wie so verderben, und Fusspuren waren nicht mehr zu sehen.

Da fragte der Schmuggler den Beamten: «Ihr werdet sofort nach der Stadt gehen und mich anzeigen?» — «Warum anzeigen? Ich habe Euch nicht auf dem Schmuggeln ertappt, ich sehe kein Gepäck bei Euch. Ihr seid frei, die Angst mag Euch genug mitgespielt haben». — «Und dennoch darf ich nicht frei ausgehen, weil ich in meinem Hasse das Glück einer ehrenwerten Familie zerstört habe. Ihr blickt mich erschrocken an? Wie werdet Ihr erst blicken, wenn ich Euch sage, dass es euere eigene ist, dass ich, um mich an euch zu rächen, mit Hilfe meiner Freunde euern Sohn Jacques ins Verderben gestürzt habe?» — «Was habt Ihr getan?» — Und Barth berichtete dem erschrocken Blickenden alle seine Ränke. Risposse

zitterte vor Wut, Angst und Gram, als er alles genommen hatte, es zuckte ihm in der Hand, diesen Bösewicht nieder zu schiessen oder in der Einsamkeit erfrieren zu lassen. Dann aber gewann der klare Verstand wieder die Oberhand, und er sagte zu seinem Feinde: «Vielleicht ist dieser Brief noch nicht angekommen?» — «Macht Euch keine trügerischen Hoffnungen, er ist sicher in der Hand eurer Behörde, die keinen Moment zögern wird, bei Jacques eine Haussuchung vorzunehmen. Ich bereue alles, was ich getan, und gäbe alles, um die Anzeige rückgängig zu machen, doch es ist zu spät. Vielleicht ist zu dieser Stunde euer Sohn schon verhaftet.» — «Ihr habt eure Rache, Barth; mag der Himmel meinem Kinde beistehen!» — «Ihr verflucht mich nicht?» — «Nein, ich kann euern Hass begreifen, er hat Euch die Sinne verwirrt, obwohl ich nichts weiter tat als meine Pflicht, wie es mein Beruf fordert. Jacques durfte nicht schwach werden. Schade um den Jüngling, eine Strafe wird ihm die Augen öffnen über Recht und Unrecht. Ich will sehen, was noch zu retten ist. Wir werden, sobald die Arbeiter fertig sind, mit den Stricken und Werkzeugen, die sie bei sich haben, und einigen Aesten einen primitiven Schlitten zusammenbauen, auf dem wir Euch ins Dorf hinabschleifen können. Und dann per Auto nach der Kreisstadt. Ihr ins Spital, damit euer Bein endlich die notwendige Pflege erhält, und ich zu meinem Jacques, denn der arme Junge wird mich brauchen.» —

Alle waren mit dem Vorschlage einverstanden. Nach fieberhafter Arbeit brachte man den Verletzten endlich in ein Auto, das nach der Stadt eilte. Während man dort Barth in das Krankenhaus einlieferte, begab sich Risposse, der mitfuhr, in die Wohnung seines Sohnes. Er getraute sich eine Weile nicht, an der Tür Jacques zu klingeln, der nächste Augenblick musste ihm die schreckliche Gewissheit bringen, dass es zu spät war; doch er raffte sich dann auf, und schüchtern drückte sein Finger auf den Knopf der Schelle. Sein Sohn öffnete ihm, als wäre nichts geschehen. Risposse glaubte an Trug. Aber Jacques war so ruhig und natürlich, dass wirklich noch nichts geschehen sein konnte. Der Brief? Wo war er? Risposse fragte Jacques, ob er ihm nichts zu beichten hätte. Dieser schlug die Augen nieder und sagte: «Warum, was sollte ich denn Böses getan haben?» — Da schleuderte ihm der Alte in gerechtem väterlichem Zorn die ganze Anklage über seinen liederlichen Lebenswandel barsch ins Gesicht und schilderte ihm die Gefahr, in der er sich in diesem Augenblicke befand. Jetzt verlor der Jüngling die bisher bewahrte Fassung, als er der Wahrheit ins Gesicht blickte. Verrat! Auf die schiefe Bahn gelockt, um angezeigt zu werden! Ehrlos! Des Vaters Laufbahn ruiniert! Er weinte, so dass Risposse milder wurde und ihn tröstete. Noch war



M. Feurer

Toreinfahrt von Kloster Neuburg

eine Galgenfrist, um die lagernde Schmugglerware fortzuschaffen. Niemand störte sie dabei. Sonderbar! Der Brief mit der Denunziation musste doch längst auf dem Zollamte sein. Oder war er verloren gegangen? Oder hatte man ihm dort keinen Glauben geschenkt, weil Risposse einen derart guten Ruf als pflichttreuer Beamter hatte, dass man die Anzeige für den Jux eines Spassvogels ansah? Es liess ihm keine Ruhe mehr, er ging selbst, als alle verdächtigen Spuren verwischt waren, nach dem Zollbureau, die Züge von Kollegen und Vorgesetzten musternd. Nichts! Man war, wie sonst. Das war keine Verstellung. Er atmete auf, der Brief war nicht gekommen. Aber des Rätsels Lösung? Er eilte ins Krankenhaus, wo ihm vielleicht Barth Auskunft geben konnte.

«So, da liegst Du», sagte Spielmann im Krankenhaus zu Barth, «ich suchte Dich seit einer Stunde in allen Kneipen, wo wir uns zu treffen pflegten. Endlich erzählte mir der Wirt in den «Drei Schlüsseln», dass Du heute nacht deine strammen, gesunden Knochen gebrochen hast. Wie kann man auch bei solcher Schneenacht pfadlos übers Gebirge wollen! Ich suchte Dich des Briefes wegen, den ich gestern Abend von drüben aus an das hiesige Zollamt schicken sollte!» — «Wo ist er?» — «Nicht abgeschickt. Pass auf! Ich will dir erzählen, wie es kam. Unsereiner kann selbst seinem Nächsten nicht über den Weg trauen. Konnte nicht der Brief, den ich besorgen sollte, mich selbst vernichten? Ich wusste ja nicht, ob tatsächlich das darin stand, was Du mir erzählt hattest. Und wer anzeigt, der kann auch seinen besten Freund einmal denunzieren, nicht? Ich hielt es also für besser, den Brief vor der Ab-

sendung zu lesen, und öffnete ihn. Da sah ich denn freilich zu meiner Freude, dass alles so war, wie Du mir erzählt hattest. Doch im Eifer hatte ich den Umschlag so zerrissen, dass er unbrauchbar geworden war. Sollte ich von einem Bekannten einen andern schreiben lassen? Das war gefährlich. Selbst schreiben? Ich bin ein vorsichtiger Mann und will nicht in eine Affäre verwickelt werden, die mich nichts angeht und mir nichts einbringt. Wenn man die Schrift untersuchte und mich als Absender herausfände? Wenn ich am Freitag Morgen von dem pfälzischen Grenzort aus nach dem hiesigen Zollamt telephonierte? Da konnte man mich nachher suchen, wer wollte beweisen, dass ich's gewesen war, wenn ich meine Stimme und mein Aussehen verstellte? Ich ging also ganz früh auf das Postamt, um der erste und einzige dort zu sein. Aber ich hatte Pech, ganz übles Pech! Die Leitung war schon die ganze Nacht durch gestört, sagte man mir, kein Mittel, die Verbindung zu bekommen. Jedensfalls dauerte diese Unterbrechung noch lange, bis man den Schaden gefunden und behoben hatte. Ich schalt, wettete und fluchte, doch was wollte es helfen. Wahrscheinlich hatte der Sturm auf der Höhe des Gebirges eine Stange umgeworfen. Meine Anzeige würde also auf jeden Fall zu spät kommen. Vielleicht war es am besten, Dich aufzusuchen, was Du dazu meinst. Jetzt kennst Du meine Entschuldigung. Hoffentlich trägst Du mir das nicht weiter nach, dass ich deinen Wunsch so schlecht erfüllt habe?» — «Im Gegenteil», sagte Barth aufatmend, mit froher Stimme und hellen Augen, «gib mir den unglückseligen Brief zurück. Diese schlimme Nacht hat mich mürbe gemacht, ich werde gegen

keinen Menschen mehr Böses tun.» — «Du wirst also ein Betbruder werden?» lächelte spöttisch Spielmann.» — «Wer weiss! Schaden könnte es nicht. Ich habe eine gute Lehre erhalten, Spielmann! Risposse, den ich verderben wollte, ist da oben in der Oede und Einsamkeit des Schnees mein Lebensretter geworden. Ob dies ein Zufall ist? Für mich niemals!» —

Spielmann brummelte etwas vor sich hin und verliess dann seinen Kameraden, dessen Umwandlung ihm nicht recht zusagte, er gab nichts auf dergleichen Gefühlsregungen, das Leben war für ihn eine Reihe und Summe von Geschäften. Wenigstens ein Konkurrent weniger, wenn Barth nicht mehr schmuggelte.

Später kam dann Risposse zu Barth und war überrascht über dessen freudige Miene, mit der er ihn willkommen hiess. Da musste nichts Schlimmes mehr für ihn und Jacques zu befürchten sein. Barth gab ihm den Brief, der das Verderben

zweier ahnungsloser Menschen hatte herbeiführen sollen und sagte: «Und nun wollen wir fortan gute Freunde sein, nicht wahr? Unser Kampf hat lange genug gedauert und nicht viel Gutes gebracht. Wollt Ihr mir versprechen, Risposse, dass Ihr mir nichts nachtragen werdet?» — «Gewiss! Sobald Ihr mir versprecht, dass ihr von jetzt ab keine Hand mehr für den Schmuggel rühren werdet. Die Gesetze müssen befolgt werden, und die Zölle bringen dem Staat Geld ein!» — «Seid sicher, dass ich niemals wieder dieses lichtscheue Gewerbe ausüben werde! Wie geht es Jacques!» — «Auch er hat die besten Vorsätze für sein ferneres Leben. Ich wusste nicht, dass dieser Junge so schwach und beeinflussbar ist. Ich werde Euch beide von nun an unter strenge Beobachtung nehmen!» —

So geschah's, und des Tatkräftigen Hand hielt beide fernerhin auf dem Wege des Guten und des Gesetzlichen. — —

Vogesenwanderungen

**Dambach — Ruine Bernstein — Ruine Ortenburg —
Restaurant Hühnelmühle — Diefenthal — Dambach.**

Gehzeit: $3\frac{3}{4}$ Std.

a) Dambach — Ruine Bernstein. 1 Stunde.
Markierung: weisser Strich.

Vom Bahnhof rechts und bald darauf links. Nach 7 Minuten vor dem Stadttor von Dambach rechts Pfad an der Stadtmauer entlang. Nach 4 Minuten Karrenweg links. Blick auf die Sebastianskapelle. Nach 2 Minuten Strasse kreuzen und Pfad in den Reben aufwärts. Bald Fahrweg links und nach einigen Schritten Fahrweg rechts aufwärts. In 6 Minuten zur Sebastianskapelle. Schöne Aussicht. Bei der Kapelle Pfad aufwärts. Bald Fahrweg rechts aufwärts. Nach 7 Minuten rechts Pfad. Nach 4 Minuten Fahrweg rechts am Waldrande aufwärts. Bald rechts aufwärts. Bei nochmaliger Teilung Pfad rechts aufwärts. Nach 10 Minuten Fahrweg kreuzen. In 20 Minuten zur Ruine Bernstein. Schöne Aussicht vom zugänglich gemachten Turm.

b) Ruine Bernstein — Ruine Ortenburg.
 $\frac{3}{4}$ Std.

Markierung: roter Strich.

Beim Heraustreten aus der Ruine geradeaus. Nach 1 Minute dem Fahrweg links folgen. Nach 10 Minuten Fahrweg kreuzen. Nach 3 Minuten wieder einen Fahrweg kreuzen.

(Rechts «blauer Strich» zum Engelfelsen). Bald bei Teilung links abwärts. Nach 8 Minuten rechts Pfad in 25 Minuten zur Ortenburg.

c) Ortenburg — Hühnelmühle. $\frac{1}{2}$ Std.
Markierung: roter Strich.

Von der Ruine denselben Weg zurück, dann bei Teilung Pfad links abwärts in 10 Minuten zur Ruine Ramstein. Unbedeutende Reste, aber sehr schöne Aussicht. Von der Ruine zurück (3 Minuten), dann Pfad links abwärts. Nach 6 Minuten Karrenweg geradeaus weiter. (Rechts abwärts Pfad und «roter Strich» nach Val de Villé, Weilertal). Bald Karrenweg kreuzen und Pfad abwärts zu einer im Walde versteckten Ruine einer Kapelle. Beim Heraustreten aus der Kapelle Pfad rechts abwärts. Bald bei Pfadteilung rechts abwärts. Nach 6 Minuten dem Talweg links folgend in 2 Minuten zur Hühnelmühle. Restaurant.

d) Hühnelmühle — Dambach. $\frac{1}{2}$ Std.

Dem Weg rechts folgen. Nach 11 Minuten Karrenweg links in die Reben. (Rechts Strasse nach Kestenholz, geradeaus nach Scherweiler). Nach 5 Minuten bei Teilung links. In 10 Minuten an der Tännelkreuzkapelle vorbei. Daneben Wirtschaft. Nach 20 Minuten in Diefenthal Strasse kreuzen. Nach 20 Minuten bei den ersten Häusern von Dambach rechts. Bald links durch das Diefenthaler Tor, dann rechts in 15 Minuten zum Bahnhof Dambach.

Alfred Gaessler

Büchertisch

Paul Stintzi: Maternus. Preisgekröntes Legendenspiel aus der Heimat in 3 Aufzügen. Salvator-Verlag Mülhausen.

Mit viel Innigkeit und Liebe hat der bekannte Historiker und Dichter des Sundgaus die Legende des hl. Maternus zu einem Theaterstück geformt. Aus den dürftigen Worten der Ueberlieferung hat er voller Kunst und Verständnis das Wirken des Heiligen, seinen Tod bei Ehl und seine Wiedererweckung durch seinen Genossen Eucharius neu erstehen

lassen im Rahmen der Heimat. Man fühlt, wie das Herz pulst, wie der Dichter sich gläubig in das Thema versenkt, wie er die Ketten der Verse sinnig und dann auch wieder effektiv und pathetisch zusammenstellt. Man kann sich über die fruchtbare Gestaltungsfreude des Dichters nur voller Anerkennung aussprechen und dem Stücke den verdienten Erfolg wünschen.

W.



Westermanns Monatshefte.

In der Februarfolge beginnen Westermanns Monatshefte mit der Veröffentlichung des Romans von Hermann Eris Busse. «Der Tauträger». Auch in diesem Werk zeigt sich Busse als der grosse Künstler in der Darstellung des deutschen Menschen und der deutschen Heimat. Besondere Beachtung wird auch der Aufsatz von E. I. Luther finden, in dem er die Aussichten der an den Olympischen Winterspielen in Garmisch-Partenkirchen teilnehmenden Nationen untersucht. Mehrfarbige Wiedergaben nach Oelbildern von Fritz Ahlers ergänzen den Text. In dem Aufsatz «Werktätige Hände malen» erzählt Armin Schönberg von einer Gruppe Werkstätiger, die sich in Dresden zusammengefunden hat, um unter der Leitung eines bekannten Malers nach der Berufarbeit schöpferisch tätig zu sein. Mehrere farbige Bilder zeigen, wie der Maurer, der Schlosser oder Buchhalter seine Umwelt sieht und wie sein Wesen in den Bildern zum Ausdruck kommt. Von den unterhaltenden Beiträgen seien noch erwähnt «Die Universität in der Apostelgasse», eine heitere Geschichte von Anton Dörfler, von Stry zu Eulenburg «Weisse Erde», eine rumänische Erzählung, und die Geschichte eines ganz kleinen Kindes «Püteli Put» von Kurt Massmann. «Schiffbau und Schiffbaukünste» betitelt Friedrich Pütz seinen mit zehn Tiefdruckbildern ausgeschmückten Aufsatz über den Bau und Innenausstattung deutscher und ausländischer Schiffe. Anlässlich des siebenzigsten Geburtstages von Emil Strauss bringt Hellmuth Langenbacher eine eingehende Würdigung der Werke des Dichters. Der Beitrag von Heinrich Guthmann, eine Abhandlung über den Film «Ewiger Wald», «Der bunte Bogen» sowie die Literarische und die Dramatische Rundschau geben ein anschauliches Bild des filmischen und literarischen Schaffens unserer Tage. Die Rubriken Photo- und Rätselcke sowie die vielen, meist farbigen Bilder und Kunstbeilagen vervollständigen den Wert dieses interessanten und wertvollen Heftes. Probenummer auf Wunsch kostenlos vom Verlag Westermann in Braunschweig.

Der katholische Gedanke

Eine Vierteljahresschrift.

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband.

Aus dem Inhalt :

Weihnachtshymnen der Ostkirche — Abt Ansgar Vonier : Erneuerung im Leben der Kirche — Oskar Bauhofer : Die «Ordnung» der Liebe — Johannes Pinski : Der christliche Sinn der zehn Gebote — Alphons Gratry : Briefe über das sittliche Leben des Christen — Bernhard Jansen : Wissenschaft und Lebensgestaltung im Geist des Glaubens — Damasus Winzen : Sinn und Bedeutung des Sakraments — Franz Xaver Münch : Von christlichem Denken — Michael Schmaus : Religiöse und theologische Literatur der Gegenwart — Carl Johann Perl : Neuere Literatur über Anton Bruckner — Ernst Laslowski : Goethes geschichtliches Denken —

1935

Viertes Heft Oktober bis Dezember Achstes Jahr

Verlag Haas & Grabherr in Augsburg

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller - Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Konfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elssässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire : Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage. Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Hôtel de la Chaine d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Prop. : Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop. : Beyer.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand
Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées
— Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.
Prop. : G. Schneider.

Ferme Thierenbach - Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannswellerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Prop. Mme. Vonesch-Biecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach